Paed.
289
(1

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Paed. 289 (1

Paed. 289 I

Lorenz Richard's
Unterhaltungen
mit seiner Schuljugend
über
den Kinderfreund des Herrn von Rochow.

Ein Beytrag zur Katechetik,
besonders für Schullehrer,
von

Johann Ferdinand Schlez
Pfarrer zu Ippesheim.

Erster Band.

Nürnberg,
in der Felßeckerschen Buchhandlung.
1796.

Vorrede.

Mit diesem Hefte liefere ich den Anfang der in dem Handbuche für Landschullehrer — Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard; oder die Dorfschulen zu Langenhausen und Traubenheim — versprochenen Katechisationen über den Rochowschen Kinderfreund. Vier Hefte machen einen Band, und mit dem zweiten Bande soll das Werk geschlossen seyn. Daß ich auf diese Weise nicht alle Numern des Kinderfreunds katechetisch behandeln kann, versteht sich von selbst. Meine Absicht erfordert das aber auch nicht, indem ich nicht so wohl einen katechetischen Commentar über den ganzen Kinderfreund,

 als

als vielmehr einen Beytrag zur Katechisirmethode zu liefern gedenke.

Die dabey befolgten Grundsätze habe ich im obenerwähnten Handbuche dargelegt; und die hier gelieferten Katechisationen sind gleichsam als eine practische Zugabe zu jenem Buche zu betrachten. Zwar ist auch dort schon das meiste durch Beyspiele deutlich gemacht; Nach meiner Einsicht aber sind die in jenes Buch eingeschalteten Katechisationen doch nicht hinreichend, um einen Anfänger in der Katechisirkunst mit dem Geiste derselben vertraut genug zu machen.

Den Kinderfreund wählte ich theils deswillen zur Grundlage, weil er in vielen Landschulen wirklich eingeführt und noch bis diese Stunde eines der vorzüglichsten Lesebücher für die Dorfjugend ist; theils aber und hauptsächlich, weil ich mit ihm am allervertrautesten bin, indem ich ihn nicht nur für Oberdeutschland und besonders für Franken selbst bearbeitet, *) son-

dern

*) Die dritte, mit vielen Bildern versehene Auflage erschien 1795 zu Nürnberg bey Grattenauer und kostet nicht mehr als 18 Kr.

dern auch mehr als einmahl in der Schule meines Dorfes (wo er schon über zehn Jahre eingeführt ist,) durchkatechisirt habe.

Den Text ließ ich aus der fränkischen Ausgabe abdrucken, weil doch wahrscheinlich diese Katechisationen sich hauptsächlich in Oberdeutschland verbreiten. Anfangs war ich Willens nur die Numer des ausgewählten Lesestücks zu citiren, um den Raum, den der Abdruck des Textes wegnimmt, zu ersparen; Bald aber sah ich ein, daß es mit Unbequemlichkeit verbunden seyn würde, beym Lesen jeder Katechisation den Rochowschen Kinderfreund bey der Hand zu haben, und das um so mehr, da diese Unterredungen nicht nur für Katecheten, sondern auch für Schüler bestimmt sind. Von leztern kann die Sammlung freylich nicht in öffentlichen Schulen gebraucht werden, weil sie zu diesem Endzwecke zu kostbar ausfällt, so billig auch der Preiß ist, den die Verlagshandlung gemacht hat. Vielleicht aber finden sich hier und da Aeltern und Jugendleh-

rer, die beym häuslichen Unterrichte sie zu Lesestücken bestimmen.

Kunstrichter, welche die Gefälligkeit für mich haben wollen, mir ihr Urtheil über das Werkchen zu sagen, werden mich sehr verbinden, wenn sie es frühzeitig thun, damit ich von ihren Bemerkungen in den folgenden Heften Gebrauch machen kann. — Nur einer einzigen Ausstellung muß ich vor der Hand begegnen; dieser nämlich, „daß ich meine Gegenstände selten erschöpft, und zuweilen auf fremdartige Gegenstände zu viel Zeit verwendet habe.“

Auf den ersten Tadel würde ich antworten: daß das Erschöpfen mancher Gegenstände, wegen der eingeschränkten Begriffe der Jugend nicht möglich, und wegen der daraus entspringenden Weitläuftigkeit oft unrathsam sey. Was aber die letztere Ausstellung anlangt: so glaube ich sie nur selten zu verdienen, und in den wenigen Fällen, wo sie wirklich gegründet ist, meine Entschuldigung in der Pflicht des Katecheten zu finden, keinn wichtigen Zug einer durch-

zu-

zukatechisirenden Geschichte unbenützt zu lassen, gesetzt auch daß es zu kleinen Ausschweifungen verleiten sollte. Im ganzen bleibt dennoch die Regel, die ich S. 33. im 2ten Theile des Schlagharts selbst zum Gesetz mache: „Man muß nicht aufs Gerathewohl in den Tag hinein fragen, sondern sich einen gewissen Zweck vornehmen. Man muß etwas in seinem Kopfe fest setzen, worüber man katechisiren will, sich daran fest halten und so fragen, daß eines natürlich aus dem andern fließt.“ — Wenigstens hoffe ich, jedesmal die in den Ueberschriften angegebene Hauptsache, den Nebendingen, auf die mich das Lesestück leitete, untergeordnet, und selbst Ausschweifungen wieder auf das Thema zurück geführt zu haben.

Uebrigens setzte ich bey den Fähigkeiten und Fertigkeiten, die ich der antwortenden Jugend beylegte, eine Schule voraus, wie sie mir, bey der Schilderung der Dorfschule zu Traubenheim unter der Leitung eines Lorenz Richard, vor der Seele schwebte. Mag auch immer eine solche Schule unter die seltnen Erscheinungen

gehören — sie ist doch nicht aus der Luft gegriffen und kann überall, wo die rechten Männer am Ruder stehn und in ihren Unternehmungen nicht von Consistorien und Herrschaften gehindert werden, zur Wirklichkeit gedeihen.

Markt Ippesheim in Franken am 5ten Octob. 1795.

Schlez.

Erste

Erste Katechisation.

Ueber die Aufrichtigkeit.

(Kinderfr. 1. Th. Num. 3. und 7.)

Das aufrichtige Kind.

Sophie war aufrichtig und offenherzig gesinnt. Wenn sie etwas nicht wußte, weil sie nicht recht Acht gegeben hatte: so gestand sie es dem Lehrer gleich und sprach: „Ich habe nicht recht „Acht gegeben; aber ich will mich bessern. Ich „bitte, sagen Sie mir es noch einmal!“ Wenn sie sonst worin gefehlt hatte, und es ihr von ihren Aeltern verwiesen wurde: so begehrte sie sich nicht zu entschuldigen, ihren Fehler zu verkleinern, oder gar zu läugnen; sondern sie sprach: „Ich habe unrecht, und verdiene Strafe, will „sie auch leiden; aber werdet mir nur nachher „wieder gut, liebe Aeltern! Denn das betrübt „mich am meisten, daß ich eure Liebe entbehren soll.“ Mit solchen Gesinnungen gefällt man Gott und Menschen wohl. 1 Chron. 30, 17. Spr. 2, 7.

Die erste Sünd' ist die, daß man den Herrn beleidigt;
Die zweyte, größer noch, ist, daß man sie vertheidigt.

Richard. Habt ihr wohl schon auf eure Cameraden Acht gehabt, liebe Kinder, wenn sie mir die Wahrheit nicht gestehen wollten? — Sahen sie mir da wohl so offen ins Gesicht, wie ihr mir jetzt alle ins Auge seht?

A. *) Nein, da sahen sie auf den Boden.

Rich. Wenigstens müßt' es ein recht ausgeschämter Leugner und Lügner seyn, der einen bey seinen Lügen treuherzig ansehen könnte, und so ein verdorbener Mensch wird hoffentlich nicht unter euch seyn? Im Allgemeinen glaubt man also, daß einer, der uns bey seinen Geständnissen und Versicherungen offen in's Auge sieht, eher die Wahrheit sagen werde, als ein andrer, der das Herz nicht hat, den Kopf aufzurichten. — Gebt einmal auf das Wort aufrichten oder aufrecht Achtung! — Wie nennt man die Leute, welche einem unverhohlen sagen, wie sich eine Sache verhält, oder was sie davon wissen und denken?

D. Aufrichtige Leute.

Rich.

*) Die antwortenden Kinder werde ich mit den ersten 10 Buchstaben des Alphabets, A bis K, bezeichnen. Wo gar keine Antwort erfolgt, werde ich ein Kreuz † setzen.

Rich. Der Ausdruck Aufrichtig ist also hergenommen von der gewöhnlichen Stellung derer, die die Wahrheit reden. Freylich schlägt man wohl manchmahl auch vor Schaam und Schüchternheit die Augen nieder; aber gewöhnlich ist ein großer Unterschied zwischen dem Kopfhängen eines Schamhaften und eines Verlogenen. — Doch, genug! Der Ausdruck aufrichtig schreibt sich ursprünglich her von der aufrechten Stellung derer, welche die Wahrheit reden. Wer war denn nun, nach der Numer, die ihr eben gelesen habt, so aufrichtig?

D. „Sophie war so aufrichtig und offenherzig gesinnt.“

Rich. Wodurch bewieß sie ihre Aufrichtigkeit?

B. „Wenn sie etwas nicht wußte, weil sie nicht recht Acht gegeben hatte: so gestand sie es dem Lehrer gleich und sprach: Ich habe nicht recht Acht gegeben; aber ich will mich bessern. Ich bitte, sagen Sie mir es noch einmahl!“

Rich. Und wenn sie sonst wo gefehlt hatte und es ihr von ihren Aeltern verwiesen wurde . . .?

C. . . . „so begehrte sie sich nicht zu entschuldigen, ihren Fehler zu verkleinern oder zu leugnen; sondern sie sprach: Ich habe Unrecht und verdiene Strafe, will sie auch leiden; aber werdet mir nur nachher wieder gut, liebe Aeltern! denn das betrübt mich am meisten, daß ich eurer Liebe entbehren soll.“

Rich. Wäre Sophie nicht so aufrichtig gewesen, was würde sie wohl, statt die Wahrheit zu bekennen, gethan haben?

S. Sie würde g e l e u g n e t haben.

Rich. Zuweilen aber läßt sich etwas nicht ganz leugnen. Was thun da die Unaufrichtigen?

A. Sie v e r k l e i n e r n den Fehler.

Rich. Sie gestehn nämlich nur einen kleinen Theil desselben; oder suchen ihn, durch allerley Lügen, zu beschönigen. Warum thun sie denn das?

F. Daß sie nicht gestraft werden.

Rich. Hatte wohl auch Sophie die üble Gewohnheit, der Strafe durch Verkleinern und Leugnen entgehen zu wollen?

F. Nein.

Rich. Wie sagte sie zu ihren Aeltern?

F. „Ich habe Unrecht und v e r d i e n e S t r a f e; will sie auch leiden; aber werdet mir nur nachher wieder gut!"

Rich. Die arme, gute Sophie! Hätte sie nicht klüger seyn können? Nun bekam sie gewiß Schläge!

K. Wenn man die Wahrheit sagt, wird man weniger gestraft, als wenn man lügt.

Rich. Richtig! Was sollte denn von Rechts wegen der Endzweck aller Strafen seyn? oder: warum und in welcher Absicht strafen weise und rechtschaffene Aeltern und Vorgesetzte?

H. Daß man besser werden soll.

Rich. Wenn nun aber diese harten Mittel nicht nöthig sind ..?

E. So braucht man sie auch nicht.

Rich. Bey wem scheinen euch harte Zuchtmittel wohl am nöthigsten: bey dem, der seinen Fehler be-

kennt

kennt und ohnehin verbessern will, oder bey dem, der ihn leugnet?

E. Bey dem der ihn leugnet.

Rich. Noch mehr: ist das Lügen und Leugnen nicht eben so wohl ein Fehler, als der Fehler selbst, den man leugnet?

A. Ja.

Rich. Und zwar ist gewöhnlich das Leugnen und Vertheidigen ein noch größeres Unrecht. Wie heißt daher der Schluß der vorgelesenen Numer im Kinderfreunde?

A. Die erste Sünd' ist die, daß man den Herrn beleidigt;
Die zweyte, größer noch, ist, daß man sie vertheidigt.

Rich. Ihr seht also, liebe Kinder, daß man durch das leugnen, lügen und beschönigen nur einen Fehler auf den andern häuft und also doppelte Strafe verdient. Schäme dich nicht, zu bekennen wo du gefehlt hast, sagt daher Sirach. (Sir. 4, 31.) Und aus der Erfahrung wißt ihr, daß ihr immer am gelindesten durchkommt, wenn ihr aufrichtig die Wahrheit gesteht. Schlaget auf: Sprichw. Sal. 28, 23.

B. „Wer seine Missethat leugnet, dem wird es nicht gelingen; wer sie aber bekennet und lässet, der wird Barmherzigkeit erlangen.“

Rich. Ist es demnach recht und vor Gott zu verantworten, wenn ihr euch wechselseitig durchhelft und so zu sagen für Einen Mann steht, wenn ich bey einem Fehler hinter die Wahrheit zu kommen suche?

J. Nein, es ist nicht recht.

Rich. Ist das Leugnen und Lügen gut für euch?

E. Nein, es ist uns nicht gut.

Rich. Aber ihr entgeht doch dadurch zuweilen der Strafe.

J. Eben das ist uns nicht gut.

Rich. Warum nicht?

J. Weil dann das Böse nicht bestraft wird.

Rich. Und folglich der unartige und böse Mitschüler in seinen Fehlern noch mehr bestärkt wird, indem er sich aufs leugnen in Ansehung Eurer und seiner selbst verläßt. — Warum aber wollen manche die Wahrheit doch nicht gestehn, wenn ihre Mitschüler gefehlt haben?

J. Weil einem diese feind werden.

Rich. So wollt ihr also lieber euern Lehrer, der's so gut mit euch meynt, betrüben, als euch einen bösen Jungen auf ein Paar Tage zum Feinde machen? Wollt ihr ihn muthwillig verderben helfen?

D. Nein, das wollen wir nicht!

Rich. Bedenkt nur, wie es einem Lehrer zu Muthe seyn muß, der es zuverläßig weiß, daß einer oder der andere von seinen Schülern dieß oder das müße begangen haben, und daß die meisten, oder doch einige von den übrigen, Mitwissen darum haben; — wenn nun gleichwohl Alle leugnen und sich anstellen, als hätten sie nichts von allem gehört und gesehn — kann der Lehrer solche unaufrichtige Kinder lieb haben?

N. Nein, er kann sie nicht lieb haben.

Rich. Ueberdieß hat er sie nun alle, den Schuldigen wie den Unschuldigen, im Verdachte; sie machen

ihn

ihn mißmuthig und haben kein Vergnügen mehr bey seinem Unterrichte. — Kommt er aber doch hinter die Wahrheit: so wird das Leugnen, Lügen und Hehlen härter bestraft, als der Fehler, den man zudecken wollte. Les't einmahl Nro. 7. von der kleinen Lügnerinn:

Die kleine Lügnerinn.

Liese ward von ihrer Mutter in den Garten geschickt, um von einem niedrigen Kirschbaume etliche Kirschen für ihren kranken Bruder zur Erquickung zu holen. In diesem Jahre waren die Kirschen selten, und man hob sie blos für die Kranken auf. Die Mutter hatte daher es Liesen verboten, davon zu naschen. Als Liese wieder kam, fragte die Mutter darnach, und Liese versicherte, sie hätte keine Kirschen gegessen. Als sie aber den Mund aufthat, da waren von den gegessenen Kirschen Mund und Zunge roth gefärbt; und die Mutter strafte sie wegen ihrer Lügen.

Wer die Wahrheit nicht sagt, um die ihn Aeltern, Lehrer und Obrigkeiten befragen, der lüget.

Lügen werden gemeiniglich entdeckt, und wer gelogen hat, wird bestraft.

Ein junger Lügner, ein alter Dieb!

Gott läßt es den Lügnern nicht wohl gehen, und hat einen Abscheu an den falschen Leuten. Ps. 5, 7. Sir. 20, 26-28.

Rich. Gefällt euch Liese eben so wohl, als Sophie, liebe Kinder?

A. Nein, sie gefällt uns nicht so wohl.

Rich. Warum nicht?

A. Weil sie gelogen hat.

Rich. Wem möchtet ihr wohl ähnlich seyn: der Liese oder Sophie?

C. Der Sophie.

Rich. Durch welche Tugend wollt ihr ihr ähnlich werden?

B. Durch die Aufrichtigkeit.

Rich. War denn Liese nicht aufrichtig?

D. Nein, sie war nicht aufrichtig, weil sie gelogen hat.

Rich. Worin bestand denn ihre Lüge?

G. Sie sagte, daß sie keine Kirschen gegessen habe, und hatte doch welche gegessen.

Rich. Was würde wohl Sophie an ihrer Stelle gethan haben?

G. Sie würde nicht genascht haben.

Rich. Gesetzt aber, sie hätte sich doch von den schönen und süßen Kirschen verleiten lassen, eine Hand voll zu nehmen...?

R. So würde sie es eingestanden haben.

Rich. Und damit hätte sie den Fehler vollkommen wieder gut gemacht.., nicht wahr?

K. Ja.

K. Ja.

J. Nein.

Rich. Wer hat nun recht von euch beyden?

K. Ich habe Unrecht.

Rich. Sieh, lieber K., da hast du, ohne daran zu denken, eine Probe von Aufrichtigkeit gegeben! Durch das Eingestehen wäre das Geschehene nicht ungeschehen gemacht worden. Der Fehler wäre also immer ein Fehler geblieben; aber....

J. Er wäre doch nicht so groß gewesen.

Rich. Warum nicht?

J. Weil....

Rich. Was war denn der Ungehorsam gegen den mütterlichen Befehl? ein Fehler oder eine Tugend?

H. Ein Fehler.

Rich. Was war das Lügen?

H. Auch ein Fehler.

Rich. Das hieß also einen Fehler auf den andern häufen. — Ist dann die Aufrichtigkeit auch ein Fehler?

E. Nein, eine Tugend.

Rich. Begreift ihr nun, warum durch das Lügen jeder Fehler ärger und der Lügner doppelt straffällig wird?

A. Ja! Weil er einen Fehler auf den andern häuft.

Rich. Hatte denn Liesens Mutter einen Grund, warum sie ihr verbot, von den Kirschen zu essen?

B. Ja! „in diesem Jahre waren die Kirschen selten, und man hob sie nur für die Kranken auf."

Rich. War denn Liese krank?

F. Nein; aber ihr Bruder war krank.

Rich. Gesetzt aber, Liese hätte an diesen Grund des mütterlichen Verbots nicht gedacht? . . .

J. So hätte sie doch nicht davon essen sollen.

Rich. Warum nicht?

J. Weil es die Mutter verboten hatte.

Rich. Da nun die Mutter fragte, ob sie ihrem Befehle auch nachgekommen sey, was sagte Liese?

F. „Liese versicherte, sie hätte keine Kirschen gegessen; als sie aber den Mund aufthat, da waren von den gegessenen Kirschen Mund und Zunge roth gefärbt.“

Rich. Und nun war ihr Fehler, sammt der schändlichen Lüge, auf Einmahl entdekt. Was lernen wir daraus?

F. Daß die Lügen gewöhnlich an das Licht kommen.

Rich. Du sagst „gewöhnlich“: Kommen denn nicht alle Lügen an den Tag?

F. Nein, nicht alle.

Rich. Kann man sich aber auf das Verschwiegenbleiben verlassen?

B. Nein, man kann sich nicht darauf verlassen.

Rich. Wie ist's einem dann wohl zu Muthe, wenn man die Wahrheit nicht gesagt hat?

A. Man hat immer Angst, daß sie heraus kommen möchte.

Rich. Ja, man sucht sich oft durch neue Lügen heraus zu helfen, und hilft sich immer tiefer hinein. — Gesetzt aber daß man Menschen so belügen könnte, daß die Wahrheit gewiß nicht an den Tag käme — Wen kann man doch nicht belügen?

J. Gott kann man nicht belügen.

Rich.

Rich. Wie heißt es daher in den Denkreimen? *)

B. Die Wahrheit rede stets und wag' es nie zu lügen;
Man kann die Menschen zwar, doch niemals Gott betrügen.

Rich. An wen sollen wir also bey all unserm Reden, Thun und Lassen gedenken? Nur allein an die Menschen?

E. Nein, sondern auch an Gott. „Gott vergessen, ist die wahre Ursache der Sünde." (Nro. 81. im 2ten Theile des Kinderfreunds.)

Rich. Würdet ihr mir wohl etwas, das ich mit eignen Augen gesehen habe, so unverschämt aus dem Gesichte leugnen, wie allenfalls etwas, das in meiner Abwesenheit geschehen ist?

J. Nein.

Rich. Und wenn ich euch könnte aus dem Herzen lesen, würdet ihr euch wohl unterstehen, anders vor mir zu reden als ihr denkt; oder etwas zu versprechen, das ihr nicht zu halten verlangt?

H. Nein.

Rich. Wer sieht und weiß denn nun alles, was wir denken und thun und was wir künftig thun werden?

A. Gott sieht und weiß alles.

Rich. Seht also, liebe Kinder, daß das Andenken an den allwissenden Gott der beste Zaum ist gegen jede Sünde; besonders aber auch gegen die Unaufrichtigkeit. — Und nun schlagt einmal die Sprüche nach, die unter den beyden vorgelesenen Numern stehn. Wer findet sie am schnellsten?

*) Nro. 85 im 2ten Theile des Kinderfreunds.

J. 1 Chron. 30, 17. Ich weiß, mein Gott, daß du das Herz prüfest, und Aufrichtigkeit ist dir angenehm.

Rich. Was heißt das: Gott prüfet das Herz?

J. Gott weiß, was wir denken und wie wir's meynen.

D. Sprichw. 2, 7. Gott läßt es den Aufrichtigen gelingen und beschirmt die Frommen.

B. Ps. 5, 7. Du bringest die Lügner um; der Herr hat Greuel an den Blutgierigen und Falschen.

Rich. Was heißt: der Herr bringet die Lügner um? Ist das im eigentlichen Verstande zu nehmen?

A. Nein.

Rich. Was soll denn das Wort umbringen anzeigen? Wie steht im Kinderfreunde?

A. „Gott läßt es ihnen nicht wohl gehen."

F. Sir. 20, 26—28: Die Lüge ist ein häßlicher Schandfleck an einem Menschen und ist gemein bey ungezogenen Leuten. Ein Dieb ist nicht so böse als ein Mensch, der sich zu Lügen gewöhnt; aber zuletzt kommen sie beyde an den Galgen. Lügen ist dem Menschen ein schändliches Ding und er kann nimmermehr zu Ehren kommen.

Rich. Bey welchen Leuten ist das Lügen gemein?

H. Bey ungezogenen Leuten.

Rich. Möchtet ihr wohl gern auch unter die ungezogenen Leute gehören?

K. Nein.

Rich. Und werdet ihr bey der Unart des Lügens und Leugnens in der Welt zu Gunst und Ehren kommen?

R. Nein; „der Lügner kann nimmermehr zu Ehren kommen.“

Rich. Noch mehr! Wer Lug und Trug ins Große treibt, kann am Ende gar an den Galgen gerathen, wie Sirach sagt. Der Lügner ist zu allen Schandthaten aufgelegt, weil er sich aufs Leugnen und Lügen verläßt; er ist überall verachtet und unangenehm, und verfällt von einem Fehler in den andern. Die Aufrichtigkeit hingegen macht den Fehler so zu sagen halb wieder gut. Welche Leute nennt man denn nun aufrichtige Leute?

J. Die, welche so reden wie sie es denken und wissen.

Rich. Verdient also der den Namen eines Aufrichtigen, der uns lobt und recht giebt, wo er uns im Herzen tadelt?

C. Nein.

Rich. Wie nennt man die Leute, welche uns ins Gesicht loben und recht geben, und doch anders denken?

B. Heuchler.

Rich. Der Heuchler ist also auch ein Lügner. Welche Menschen nennt man aber insbesondere Lügner? Wie steht im Kinderfreunde?

B. „Wer die Wahrheit nicht saget, um die ihn Aeltern, Lehrer und Obrigkeiten befragen, der lügt.“

Rich. Was versteht ihr denn unter Obrigkeiten? Nur allein die Ortsherrschaft?

J. Nein. Alle Vorgesetzten.

Rich. Soll man denn nur allein seinen Vorgesetzten die Wahrheit sagen?

D. Nein, allen Leuten.

Rich. Wenn dich also jemand fragte, was die oder die Leute über ihn gesagt haben; was du da oder da gesehn oder gehört hast u. s. w.: so mußt du jedem alles erzählen was du weißt?

D. Nein.

Rich. Was wäre denn das, wenn du alles, was du wüßtest, jedem Neugierigen ausplaudertest?

D. Plauderhaftigkeit.

Rich. Ich dachte, das wäre Aufrichtigkeit —.

D. Nein, das wäre Plauderhaftigkeit.

Rich. Hast du also recht geantwortet, wenn du sagtest: man müße allen Leuten die Wahrheit gestehn?

D. Nein, ich habe nicht recht geantwortet.

Rich. Nur solchen, die es zu wissen nöthig haben, soll man also die Wahrheit sagen; nicht aber denen, die nur aus Neugierde darnach fragen und denen es sogar schädlich wäre, wenn sie es wüßten; oder die doch übeln Gebrauch davon machen würden. — Für was halten sich indeß die meisten Plauderer?

J. Für aufrichtige Leute.

Rich. Merkt also, liebe Kinder! Die Aufrichtigkeit ist von der Waschhaftigkeit himmelweit verschieden. Ja, es giebt Fälle, wo man, aus Menschenliebe, die Wahrheit verschweigen muß. In welchen Fällen aber soll man sie verschweigen?

J. Wo das Schweigen nichts schadet.

Rich. Oder, wo es Nachtheil bringen würde, wenn man alles sagte, was man weiß. Bedenkt nur, wie

viel

viel Verdruß man oft sich selbst und andern guten Leuten dadurch macht, daß man ihnen alles zuträgt, was über sie hier und da gesagt worden ist! Ist es nicht tausendmahl besser, man vertheidigt den Unschuldigen, macht den Verläumder zu Schanden und schweigt dann? Sogar Aeltern und Geschwistern muß man nicht alles zuplaudern, wenn es nicht die Noth erfordert. Wie gesagt: nur wenn wir von unsern Vorgesetzten um die Wahrheit gefragt werden, oder wo das Verschweigen der Wahrheit schädlich seyn würde, nur da müssen wir unverzagt den Mund öffnen und ohne Rückhalt sagen, was wir gewiß wissen und behaupten können, gesetzt auch daß es uns selbst nachtheilig seyn sollte. — Wie aber manche Plauderer zu fremden Angelegenheiten nicht schweigen können, so können sie es öfters auch nicht zu ihren eigenen. Fordert denn die Aufrichtigkeit, daß wir unsern Bekannten und Freunden all' unsre eigenen Umstände und Angelegenheiten entdecken?

H. Nein, das fordert sie nicht.

Rich. Ist es denn klug gehandelt, wenn man häusliche und Familien-Angelegenheiten und was einem sonst auf dem Herzen liegt, ausplaudert?

H. Nein, es ist nicht klug.

Rich. Allerdings! Mißgünstige Menschen sehen es nicht gern, wenn uns ein gutes Vorhaben gelingt. Wenn sie nun voraus wissen was wir unternehmen wollen, was thun sie dann gerne?

J. So hintertreiben sie es.

Rich. Wenn wir ein Glück gehabt haben — gönnen sie's uns?

A. Nein, sie beneiden uns darum.

Rich. Oder suchen uns wieder darum zu bringen. — Wenn wir über ein Unglück zu viel reden? . . ?

A. So freuen sie sich darüber.

Rich. Wenn wir einen kleinen Streit gehabt, oder einen kleinen Fehler begangen haben, und erzählen es ihnen — Schweigen sie dazu?

B. Nein, sie plaudern es aus.

Rich. Und bleiben sie dann bey der Wahrheit?

D. Nein, sie machen es ärger als es war.

Rich. Wird man Leuten, die zu ihren eigenen Angelegenheiten nicht schweigen können, gern ein Geheimniß anvertrauen? Wird man überhaupt Zutrauen in sie setzen?

K. Nein.

Rich. Seht, Kinder, so nachtheilig ist für uns die Plauderhaftigkeit, welche von Manchen fälschlich für Aufrichtigkeit gehalten wird. Andre glauben wieder: Das hieße Aufrichtig seyn, wenn man jedem recht plump und unbescheiden ins Gesicht sagt, was man denkt. Haben diese wohl recht?

J. Nein. Man kann sagen was man denkt, und doch dabey höflich seyn.

Rich. Endlich muß man auch durch treue Erfüllung dessen was man verspricht, seine Aufrichtigkeit an den Tag legen. Merkt also folgende 5 Stücke:

1. Der Aufrichtige darf zwar öfters verschweigen was er denkt und weiß; nur nicht heucheln und lügen;
2. Der Aufrichtige darf aber auch nicht einmal schweigen, wenn das Schweigen schädlich ist,

oder wenn er von seinen Vorgesetzten gefragt wird, gesetzt auch, daß ihm die Wahrheit Verdruß machen sollte.

3. Der Aufrichtige muß streng bey der Wahrheit bleiben und auch nicht einmal in Nebenumständen mit Wissen von derselben abweichen.

4. In Ansehung der Art und Weise, wie er seine Herzensmeynung zu erkennen giebt, muß er aber deßwillen nicht unbescheiden seyn; denn die Aufrichtigkeit kann sehr wohl mit der Höflichkeit bestehn.

5. Hat der Aufrichtige etwas versprochen: so muß er seinem Versprechen auf das genaueste nachkommen.

Und damit wollen wir für heute beschließen. Schlagt nun das 355ste Lied (nämlich im anspachischen neuen Gesangbuche) auf!

Gesang.

Wohl dem der richtig wandelt,
Der, als ein Wahrheitsfreund,
Stets denket, spricht und handelt,
Und das ist was er scheint;
Der Recht und Treue liebet,
Und von dem Sinn der Welt,
Die Trug und Falschheit übet,
Sich unbefleckt erhält!

u. s. w.

Zweyte Katechisation.

Ueber den Schulbesuch.

(Kinderfr. 1. Th. Num. 4.)

Das arme Kindermädchen.

Ein armes Mädchen, das bey fremden Leuten die Kinder warten mußte, saß und weinte. Da fragte die Frau im Hause: „Warum weinest „du? Fehlt dir etwas? —“ Ach! „sagte das Mädchen,“ „wenn ich daran gedenke, was aus „mir werden wird“ dann muß ich wohl weinen! „Die andern Kinder gehen in die Schule, und „lernen viel Gutes“ und ich wachse auf, wie Un„kraut. Ich selbst habe nichts, um das Schul„geld zu bezahlen; denn ich muß ums Brod die„nen, und bleibe also ungeschickt. Wer wird „mich in Dienst nehmen wollen, wenn er ge„schicktere Leute bekommen kann! Ich wollte gern „die Nacht arbeiten, wenn ich nur in die Schu„le gehen und was lernen dürfte!“ Da ward die Frau gerührt, und dachte: „Ich will mich „dieses armen Mädchens erbarmen. Gott will, „daß wir Mitleiden mit den Armen haben sol„len, und jemand was Gutes lernen lassen, ist

„die

„die größte Wohlthat, die man ihm erzeigen „kann.“ Sie schickte von der Zeit an das arme Kind alle Wochen etliche Stunden in die Schule; und je mehr Gutes das Mädchen lernte, je treuer und fleißiger arbeitete es.

Erbarme dich nicht allein deiner eigenen, sondern auch fremder Kinder! Spr. 19, 17.

Richard. Unter Kindern ist nichts so gewöhnlich als das Weinen. Bald weinen sie aus Bosheit; bald aus Eigensinn; bald aus Empfindlichkeit — Solche Thränen aber, wie das arme Kindermädchen vergoß, von dem ihr eben gelesen habt, sieht man gewiß selten. Warum weinte denn das gute arme Kind?

J. Weil es nicht in die Schule geschickt wurde.

Rich. Wie sagte es denn zu der braven Frau, bey der es in Diensten stand?

D. „Ach, wenn ich daran denke, was aus mir werden wird, dann muß ich wohl weinen! Die andern Kinder gehen in die Schule und lernen viel Gutes, und Ich wachse auf wie Unkraut. Ich selbst habe nichts, um das Schulgeld zu bezahlen, denn ich muß ums Brod dienen, und bleibe also ungeschickt. Wer wird mich in Dienst nehmen wollen, wenn er geschicktere Leute bekommen kann? Ich wollte gerne die Nacht arbeiten, wenn ich nur in die Schule gehen und was lernen dürfte!“

Rich. Seht, liebe Kinder! so beneidete das arme Mädchen die andern Kinder des Orts um ein Glück, das diese vielleicht großentheils nicht einmahl achteten.

Worin

Worin bestand also das Glück, das sie sich so sehnlich wünschte?

J. In dem Schulgehen.

Rich. Schickten sie denn ihre Aeltern nicht in die Schule?

J. Nein. Weil sie so arm war, mußte sie bey andern Leuten Kinder warten, statt in die Schule zu gehn.

Rich. Wie drückte sie ihren Jammer darüber aus?

B. „Die andern Kinder gehen in die Schule und lernen viel Gutes, und Ich wachse auf wie Unkraut.“

Rich. Warum sagte sie „wie Unkraut?“

A — B — †

Rich. Läßt man wohl den Salat, Kohl und andre Küchenkräuter so aufwachsen, ohne sie umzubrechen, zu gießen und sonst an ihnen zu arbeiten?

B. Nein.

Rich. Thut man das wohl auch an dem Unkraute?

C. Nein, am Unkraut thut man nichts.

Rich. „Was wollte also das Mädchen mit dem Ausdrucke, ich wachse auf wie Unkraut“ sagen?

J. Niemand thut etwas an mir.

Rich. Oder besser, niemand lehrt mich das, was man in der Schule lernt. Warum hielt sie denn das Schulgehen für so nützlich?

J. Sie sagte: „ich bleibe also ungeschickt. Wer wird mich in Dienst nehmen, wenn er geschicktere Leute bekommen kann?“

Rich. Da war aber auch das Mädchen zu sorglich! Wie viele Dienstboten haben nichts gelernt und bekom-

bekommen doch Brodherrschaften. — Sagte sie denn: ich werde gar keinen Dienst bekommen?

H. Nein, sie sagte: „wer wird mich in Dienst nehmen, wenn er geschicktere Leute bekommen kann!"

Rich. Welche Leute nimmt man am liebsten in Dienste: geschickte oder ungeschickte?

B. Geschickte.

J. Wer etwas kann, den hält man werth,
Den Ungeschickten niemand begehrt.

Rich. Ganz recht! Aber des Lesens und Schreibens wegen dingt man keine Magd; und Nähen, Spinnen, Kochen, Waschen, Feld- und Stallarbeiten, oder was man sonst von Mägden fordert, lernt man ja doch nicht in Schulen . . . .

J. Aber man braucht doch oft auch das Lesen und Schreiben.

Rich. Allerdings. In manchem Dienst kann man Personen, die das nicht können, ganz und gar nicht brauchen. Lesen, Rechnen und Schreiben sind aber bey weitem nicht Alles was man in guten Schulen lernt. — Es giebt Menschen, die das wirklich so ziemlich verstehen; sind aber an keine Aufmerksamkeit, an kein Nachdenken gewöhnt, sind unbeholfen und unhöflich in ihren Ausdrücken, haben häßliche Gemüthsfehler an sich ꝛc. — dankt man solchen ihr bischen Lesen und Schreiben?

G. Nein.

Rich. Was sollt ihr also ausser dem Lesen und Schreiben noch mehr in der Schule lernen?

J. Aufmerken und nachdenken.

Rich. Und das ist die Grundlage von allem menschlichen Wissen. Giebt es wohl einen Stand in der Welt, wo man das Aufmerken und Nachdenken, ohne großen Nachtheil, entbehren kann?

D. Nein!

Rich. Wo sollen denn nun die Achtsamkeit und das Nachdenken geübt werden?

F. In der Schule.

Rich. Wo lernen Kinder Gott und seinen Willen kennen? Wo lernen sie besonders, was der Mensch thun und lassen muß, wenn er Gott und Menschen wohl gefallen will?

F. Auch in der Schule.

Rich. Seht ihr nun ein, warum man solche Leute, die in der Schule etwas tüchtiges gelernt haben, andern, die nicht soviel gutes wissen, so gerne vorzieht?

B. Ja.

Rich. Begreift ihr auch, warum euch das aufmerksame Besuchen der Schule auch im leiblichen nützlich ist?

B. Ja.

Rich. Aber angenehm ist es nicht?

B. Es ist auch angenehm.

Rich. Würdet ihr denn auch weinen, wenn ihr nicht in die Schule gehn dürftet?

J. Ja, wir würden auch weinen.

Rich. Woher kam es denn, daß das arme Mädchen, von dem ihr gelesen habt, nicht dahin durfte?

C. Es mußte dienen, weil seine Aeltern so arm und vielleicht schon gestorben waren.

Rich.

Rich. Und noch ein andrer Anstand war da. Wie steht im Kinderfreunde? . . „ich selbst habe nichts, um das . . . .

H. „Ich selbst habe nichts um das Schulgeld zu bezahlen; denn ich muß ums Brod dienen."

Rich. Was versteht ihr denn unter dem Worte Schulgeld?

J. Was man dem Herrn Schullehrer zahlen muß, daß man in die Schule gehn darf.

Rich. Zahlt ihr denn hier in Traubenheim auch Schulgeld?

G. Nein.

Rich. Wie nennt man denn die Schulen, wo man für den Unterricht nichts bezahlt?

A — R. †

Rich. Freyschulen — das heißt solche Schulen, in die jeder frey, ohne besondre Zahlung, gehn darf. Ist das eine Wohlthat für arme Aeltern und Kinder?

B. Ja, es ist eine Wohlthat für sie.

Rich. Wer hat denn so viele Besoldung zu unsrer hiesigen Schule gestiftet, daß der Lehrer, ohne Schulgeld, leben kann?

J. Die selige Regine.

Rich. Wie hieß sie mit dem Zunamen?

A. Waltherinn.

Rich. Diese gute Frau — — (Richard erzählt die Stiftung der Schule, wie sie in der Geschichte des Dörfleins Traubenheim, S. 11 — 24 in der 2ten Auflage vorkommt) — Habt ihr wohl die brave Frau

lieb,

lieb, die unsre Schule gestiftet hat? seyd ihr dankbar gegen sie?

J. Ja, wir haben sie recht lieb und haben allemal eine Freude, wenn wir die Rosen auf ihrem Grabe sehn.

Rich. Würdet ihr aber, ob man hier gleich kein Schulgeld bezahlt, so fleißig in meine Schule kommen, wenn ihr, des lieben Brodes willen, fremden Leuten dienen müßtet?

D. Nein.

Rich. Ihr seyd zum Theil auch arm, wie das Kindermädchen, von dem ihr gelesen habt. Wer sorgt aber dennoch für euch, daß ihr Nahrung und Kleider habt, wenn ihr gleich in die Schule geht und also zu Hause wenig oder nichts verdient?

E. Unsre Aeltern.

Rich. Diese müssen daher um so viel mehr arbeiten und sparen, um euch ernähren und kleiden zu können. Was seyd ihr ihnen dafür schuldig?

J. Dankbarkeit.

Rich. Durch was wollt ihr eure Dankbarkeit beweisen?

E. Durch Folgsamkeit.

Rich. Noch mehr!

J. Durch Höflichkeit.

Rich. Immer noch mehr!

F. Durch Fleiß.

Rich. Und wenn ihr einmahl euern Aeltern wieder beystehn und für sie sorgen könnt . . .

A. So wollen wir es auch thun.

Rich.

Rich. Wie steht Sir. 7, 29. 30?

B. (Schlägt nach) Ehre deinen Vater von ganzem Herzen und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist, und denke, daß du von ihnen gebohren bist, und was kannst du ihnen dafür thun, was sie an dir gethan haben?

Rich. Nicht nur euern Aeltern seyd ihr aber vielen Dank schuldig, sondern auch dem, der sie euch erhalten hat — wem also?

E. Dem lieben Gott.

Rich. So glücklich war indeß das arme Kind, von dem ihr gelesen habt, nicht; und doch hat Gott für daßelbe gesorgt. Wer vertrat bey ihm Mutterstelle?

J. Die Frau, bey der es diente.

Rich. Was that denn diese?

K. Sie schickte das Dienstmädchen in die Schule.

Rich. Was dachte die rechtschaffene Frau bey sich selbst?

J. "Sie wurde gerührt und dachte: Ich will mich dieses armen Mädchens erbarmen. Gott will, daß wir Mitleiden mit den Armen haben sollen; und jemand Gutes lernen lassen, ist die größte Wohlthat, die man ihm erzeigen kann."

Rich. Wie wurde es der braven Frau zu Muthe, als sie das Mädchen weinen sah?

A. Sie wurde gerührt.

Rich. Sie war also nicht so unempfindlich, wie manche harte Leute, die bey fremdem Kummer kein Mitleiden fühlen. Was fühlte sie?

B. Mitleiden.

Rich. Will denn auch Gott, daß wir Mitleiden mit andern haben sollen?

C. Ja. "Gott will, daß wir Mitleiden mit den Armen haben sollen?"

Rich. Und wodurch beweiset man das Mitleiden? Blos durch Thränen und Worte?

J. Nein, auch durch Werke.

Rich. Was für ein gutes Werk that die mitleidige Frau an ihrem armen Kindermädchen?

G. "Sie schickte von der Zeit an das arme Kind alle Wochen etliche Stunden in die Schule."

Rich. Und das war eine der größesten Wohlthaten, die sie dem Mädchen erweisen konnte; denn: jemand Gutes lernen lassen . . . . Wie heißt es im Kinderfreunde?

E. Jemand Gutes lernen lassen, ist die größte Wohlthat, die man ihm erzeigen kann.

Rich. Wo sollte denn nun das Mädchen so viel Gutes lernen?

G. In der Schule.

Rich. Durch das Schulschicken erfüllte demnach die rechtschaffene Frau, was Salomo in seinen Sittensprüchen, im 19 Kap. im 17 Verse verlangt . . . . Wie heißt es da?

H. "Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn. Der wird ihm wieder Gutes vergelten."

Rich. Wer ist der Herr, von dem Salomo spricht?

E. Gott.

Rich. Kann man denn Gott im eigentlichen Verstande etwas leihen?

J. Nein; aber Gott wird es so ansehen, als ob man es ihm geliehen hätte.

Rich. Wenn wir einem redlichen Mann etwas leihen: so gibt er's uns wieder mit Wucher zurück. Salomo will also so viel sagen: was man Armen aus gutem Herzen thut, das vergilt Gott. — Geschieht das denn immer schon auf dieser Welt?

A. Nein.

Rich. Wo aber gewiß?

D. In dem Himmel.

Rich. Gewöhnlich aber auch schon auf Erden. Wie vergalt denn Gott der braven Frau, von der ihr gelesen habt, daß sie so mütterlich für ihr Dienstmädchen sorgte? That er vielleicht ein Wunder zu ihrem Beßten?

J. Nein, er vergalt es ihr natürlich.

Rich. Durch wen vergalt er's ihr?

J. Durch das arme Mädchen selbst.

Rich. Was that denn dieses?

J. "Je mehr Gutes das Mädchen lernte, desto treuer und fleißiger arbeitete es."

Rich. Sind wohl alle Leute so dankbar?

E. Nein.

Rich. Wie denkt wohl manche Magd, wenn sie bey ihrer Herrschaft etwas gelernt hat?

J. Jetzt hab ich mich nichts mehr um sie zu scheren!

Rich. oder besser: zu kümmern . . Dachte wohl Fritze, von dem Nr. 24 im zweyten Theile des Kinderfreunds steht, auch so?

J. (Schlägt auf und lieset:) Er sagte zu dem Abwendigmacher:" Nein, mein Herr! alles was an mir Gutes ist, das habe ich, nächst Gott, meiner Herrschaft zu danken: Sie hat in meiner Jugend an meinen Unterricht viel gewendet: es ist also billig, daß ich ihr auch wieder Nutzen bringe. So lange mich also meine jetzige Herrschaft behalten will, bleibe ich aus Dankbarkeit bey ihr."

Rich. Und wer dachte, nach der heute gelesenen Numer eben so?

B. Das arme Kindermädchen.

Dritte Katechisation.

Ueber Achtsamkeit und Unachtsamkeit.

(Kinderfr. 1. Th. Num. 5, 9; u. Num. 19. im 2ten Theile.)

Klaus und Fritze.

Klaus war leichtsinnig und unachtsam; Fritze aber dachte nach, und gab auf alles Acht. Einst gieng Klaus aus der Stadt nach Hause, und eine Weile darauf kam Fritze denselben Weg. Da fand Fritze einen schönen Ring.

Vor

Vor dem Dorfe lag Klaus unter einem Baume und schlief. Fritze weckte ihn auf, und erzählte ihm sein Glück. Da rieb sich Klaus die Augen, gähnte und sprach: „den hätte ich „auch finden können: denn gewiß hat ihn der „Herr verlohren, der mir vor der Stadt begeg„nete.“ „Warum hast du ihn denn nicht ge„funden?“ antwortete Fritze. „O! sagte „Klaus, wer kann auf alles Acht geben!“ — Fritze machte darauf bekannt, daß er den Ring gefunden habe, und erhielt von demjenigen, welchem er zugehörte, zehn Thaler zum Geschenke.

Achtsamkeit ist sehr nützlich. Spr. 4, 1. 20, 25.

Die Achtsamkeit verwahrt vor vielem Kummer,
Und mancher fand durch sie sein Glück.
Der Träge träumt, und übersieht im Schlummer
So manchen günst'gen Augenblick.

Rich. Wovon handelt die Numer, die ihr abgelesen habt?

E. Vom Klaus und Fritze.

Rich — — nun ja — — Was war denn Klaus für ein Mann?

E. Ich weiß es nicht.

Rich. — Freylich weißst du nicht wer er eigentlich war, ein Bauer — ein Handwerker — ein Ta

gelöhner, oder was sonst —; aber das will ich auch nicht von dir erfahren. Ich frage nur nach einer Eigenschaft, die Klaus an sich hatte, und die ausdrücklich im Kinderfreunde getadelt wird.

E. "Klaus war leichtsinnig und unachtsam."

Rich. . . und Fritze? . . .

J. "Fritze dachte nach und gab auf alles Acht."

Rich. Welche Leute nennt man wohl leichtsinnige Leute?

A — K. †

Rich. Die Antwort ist nicht schwer, liebe Kinder! Fritze war gerade das Gegentheil von Klaus. Was wird nun von Fritzen gesagt?

B. "Er dachte nach und gab auf alles Acht."

Rich. Gerade das Gegentheil that Klaus: was also?

J. Er dachte nicht nach und gab auf nichts Acht.

Rich. Welche Leute nennt man demnach leichtsinnig?

J. Die nicht nachdenken, und auf nichts Acht geben.

Rich. Oder doch über die wenigsten Dinge nachdenken und auf die wenigsten Acht geben. — Erzählt mir einmal die kleine Begebenheit, von der ihr gelesen habt, auswendig! wer hat sie recht gemerkt?

J. Klaus ist einmal von der Stadt heim gegangen und hinter ihm drein Fritze. Da fand Fritze einen schönen Ring, den Klaus nicht gesehen hatte. Und wie er mit dem Ringe vor das Dorf kam, da lag Klaus unter einem Baum und schlief. Da weckte ihn

Fritz

Fritze auf und erzählte ihm, daß er einen Ring gefunden hätte.

Rich. Und was sagte darauf Klaus?

J. Er sagte, daß er den Ring auch hätte finden können: denn gewiß hätte ihn ein Herr verlohren, der ihm vor der Stadt begegnet sey.

Rich. Warum fand ihn aber Klaus nicht? . . was sagte er selbst?

A. "O, wer kann auf alles Acht geben!"

Rich. Wahrscheinlich ist er also in seiner Jugend nicht an Achtsamkeit oder Aufmerksamkeit gewöhnt worden. Wo sollt ihr denn besonders an Aufmerksamkeit gewöhnt werden?

J. In der Schule.

Richard. Da lernt ihr aber nur auf eure Lectionen Acht haben — wozu hilft das im gemeinen Leben?

J. Es hilft doch auch, daß man im gemeinen Leben besser Acht giebt.

Rich. Allerdings; denn in der Schule werdet ihr überhaupt an Aufmerksamkeit gewöhnt. Wer sich gewöhnt hat auf den Lehrer genau zu merken, wird der unachtsam seyn, wenn ihm andre Leute etwas erzählen oder anbefehlen?

B. Nein.

Rich. Wer keinen Buchstaben zu übersehen gewöhnt ist, wird der leicht in seinen Geschäften übereilt und unaufmerksam seyn?

B. Nicht wohl.

Rich. Wer in der Schule gewöhnt worden ist, alles was er sieht genau zu beobachten — wird der auf der Straße gedankenlos in den blauen Himmel hinein sehen?

B. Nein.

Rich. Sollt ihr denn aus der kleinen und zufälligen Begebenheit, die ihr eben gelesen habt, blos lernen, auf den Weg zu schauen, ob kein Ring oder so etwas da liegt?

B. Nein.

Rich. Was sollt ihr denn überhaupt daraus lernen?

J. Auf alles Acht zu geben.

Rich. Und wozu soll euch das nützen?

J. Die Achtsamkeit verwahrt vor vielem Kummer,
Und mancher fand durch sie sein Glück.
Der Träge träumt, und übersieht im Schlummer
So manchen günst'gen Augenblick!

Rich. Was für ein Glück fand Fritze durch seine Achtsamkeit?

B. Einen Ring.

Rich. Finden denn alle achtsamen Leute solche Kostbarkeiten?

C. Nein.

Rich. Und doch hat die Achtsamkeit einen überaus großen Nutzen! Wie heißt es in dem kleinen Verse, den ihr eben gehört habt?

D. Die Achtsamkeit verwahrt vor vielem Kummer ...

Rich. Gut einstweilen! Wovor verwahrt sie?

D. Vor vielem Kummer.

Rich. Kummer zeigt hier nämlich alle Arten von Unannehmlichkeit an. — Ihr seyd wohl schon öfters gefallen, habt euch gestossen oder verwundet, habt eure Kleider zerrissen, etwas zerbrochen u. s. w. Was war gewöhnlich daran Schuld?

J. Die Unachtsamkeit.

Rich. Ihr solltet Vieh hüten; es gieng vielleicht Schaden, und ihr bekamt Verdruß — Was war daran Schuld?

A. Die Unachtsamkeit.

Rich. Ihr solltet etwas lernen; aber es wollte nicht in den Kopf. Ihr solltet lesen, und spracht die Wörter falsch aus. — Was war gewöhnlich daran Schuld?

B. Die Unachtsamkeit.

Rich. Ihr solltet etwas ausrichten, und ihr vergasset es; oder brachtet es doch nicht so vor, wie es hätte seyn sollen; ihr ließt Thiere, auf die ihr Acht haben solltet, davon laufen; ihr solltet der kleinen Geschwister warten, und ließet sie fallen — was war daran Schuld?

C. Die Unachtsamkeit.

Rich. Und wenn ihr denn nun solche Fehler aus Unachtsamkeit begangen hattet — lobten euch da eure Aeltern und Lehrer? gaben sie euch freundliche Gesichter?

D. Nein, da waren sie böse.

Rich. Und wie war es euch dann zu Muthe?

E. Nicht wohl.

Rich. Ihr hattet also Kummer über eure Unachtsamkeit. Wodurch hättet ihr euch den Kummer ersparen können?

F. Durch Achtsamkeit. "Die Achtsamkeit verwahrt vor vielem Kummer . . ."

Rich. Und das sind noch Kleinigkeiten, von denen ich eben geredet habe! – Was ist wohl an den meisten Feuersbrünsten Schuld?

G. Die Unachtsamkeit.

Rich. Durch einen einzigen Menschen also, der unachtsam mit dem Feuer umgeht, kann ein ganzes Dorf unglücklich werden. Eine unachtsame Magd vergißt des Nachts das Haus zu verwahren und läßt Dieben und Mördern freyen Eingang; — Eine Kinderwärterinn läßt ein kleines Kind fallen, und es wird auf seine ganze Lebenszeit ein Krüppel; — Ein unachtsamer Junge klettert, fällt und bricht den Hals; — Ein Bauersmann steigt unachtsam auf dem Scheunengebälke herum, gleitet aus und zerschmettert sich auf der Tenne; — Ein unachtsamer Knabe geht auf das Eis, ohne zu versuchen ob es trägt, und ertrinkt. — Glaubt ihr nun, liebe Kinder, daß ich eine ganze Stunde so fortfahren könnte, euch durch Exempel zu zeigen, welchen Kummer und welches Unglück die Unachtsamkeit bringen kann?

H. Ja wohl.

Rich.

Rich. Welche Leute sind nun zur Unachtsamkeit am meisten geneigt — die alten oder jungen?

J. Die jungen Leute.

Rich. Wenn nun diese sich die Unachtsamkeit nicht abgewöhnen ..?

J. So bleiben sie zeitlebens unachtsam.

Rich. Daher sagt auch Salomo: " Wie man einen Knaben gewöhnt. . . . "

B. Wie man einen Knaben gewöhnt weil er jung ist, so läßt er nicht davon wenn er alt wird.

Rich. An was wollt ihr euch also gewöhnen?

B. An die Achtsamkeit.

Rich. Warum? . . . . weil sie euch nützlich oder unnütz ist?

J. Weil sie sehr nützlich ist.

Rich. Wie heißt das Verschen?

J. Die Achtsamkeit verwahrt vor vielem Kummer,
Und mancher fand durch sie sein Glück.

Rich. Was fand mancher durch sie?

A. Sein Glück.

Rich. Findet das auch der Träge und Unachtsame? Wie heißt es weiter?

A. Der Träge träumt und übersieht im Schlummer
So manchen günst'gen Augenblick.

Rich. Unachtsames Gesinde erhält sich selten bey einer guten Herrschaft. Ist das auch bey rechtschaffenen und achtsamen Dienstboten?

C. Nein. Diese bekommen und behalten gute Herrschaften.

Rich.

Rich. Ist das ein Glück für sie?

D. Ja, es ist ein Glück.

Rich. Unachtsame Eheleute kommen durch Unachtsamkeit oft ins Abwesen. Achtsame hingegen werden durch Achtsamkeit oft wohlhabend. Was finden sie also durch Achtsamkeit? Ihr Glück oder Unglück?

E. Ihr Glück.

Rich. Durch Unachtsamkeit bringt sich mancher um seine Gesundheit. Wodurch hätte er sie erhalten können?

F. Durch Achtsamkeit.

Rich. Was ist unter allen Güthern der Erde das größte Glück?

J. Die Gesundheit.

Ist nicht der Erde größtes Guth,
Gesundheit und ein heitrer Muth?

Rich. Manchmal werden wir auch für die Achtsamkeit besonders belohnt. Ein Postknecht hörte einmal des Nachts im Hause seines Herrn etwas klingeln. Ihm war's als hätt' er ein Stückgen Glas zur Erde fallen hören. Horch einmal! rief er seinem Cameraden zu, der bey ihm in der Kammer schlief. ! — J, laß mich schlafen! antwortete dieser. — Wie kannst du doch fortschnarchen? hast du denn das Klingeln nicht gehört? erwiederte jener. — Je, was geht mich das Klingeln an? Wer weiß was gefallen ist! sprach der Unachtsame. — Der Achtsame aber stand auf; lauschte im Tennen, und hörte darauf ein dumpfes Geräusch in einem der obern Zimmer des Hauses. Er weckte seinen Herrn. Beyde weckten auch die übrigen Leute des Hauses; machten Lärm, und verjagten drey Diebe,

die eben im Begriffe waren eine Geldkiste zu erbrechen. Da schenkte der Postmeister dem achtsamen Knechte 100 Thaler, und hielt ihn so lange sie beysammen blieben wie seinen leiblichen Sohn. — Was hat dieser achtsame Mensch also durch seine Achtsamkeit gefunden?

J. Sein Glück.

Rich. Und wer hat das Glück verschlafen?

B. Der andre Postknecht.

Rich. Eine Magd, die bey einem reichen Weinhändler diente, hatte eine kleine Arbeit im Vorplatze des Kellers. Da war's ihr, als röche sie den Weingeruch stärker als gewöhnlich. Sie sagte es ihrem Herrn, und als dieser nachsah, war ein Stück Faß voll seines beßten Weines anbrüchig geworden. Nur ein Eymer war etwa verloren und das übrige wurde durch die Achtsamkeit der Magd gerettet. Aus Dankbarkeit schenkte ihr der Hausherr 4 Carolin, zur Belohnung ihrer Achtsamkeit. Hätte sie diese wohl auch erhalten, wenn sie nicht gewohnt gewesen wäre, auf alles aufmerksam zu seyn?

H. Nein.

Rich. Der Nachtwächter eines gewissen Dorfes roch, als er vor dem herrschaftlichen Schloße die Stunden ausrief, etwas, das er für die Würkung eines Brandes im Schloße hielt. Er weckte einen Bedienten, und beym Nachsuchen fand sich, daß das Feuer in einer Bratröhre, den zu nahe liegenden und schlecht bekleideten Balken ergriffen hatte, der schon halb durchgebrannt war. Der Edelmann machte von

der

der Stunde an den armen Mann auf seine Lebenszeit Steuerfrey und lies ihm sein baufälliges Häuschen neu bauen. Was fand er also durch seine Achtsamkeit?

J. Ein Glück.

Rich. Und was nützte dem Fritze, von dem ihr gelesen habt, seine Achtsamkeit?

J. Er fand einen schönen Ring.

Rich. Und was that er mit diesem? Verkaufte er ihn wohl heimlich an einen Juden; oder behielt er ihn, ohne etwas davon zu sagen?

J. Nein. „Fritze machte bekannt, daß er den Ring gefunden habe, und erhielt von demjenigen, welchem er zugehörte, zehn Thaler zum Geschenke.“

Rich. Fritze war also nicht nur achtsam, sondern auch ehrlich. Was war er?

K. Achtsam und ehrlich.

Rich. Was thun ehrliche Leute, wenn sie etwas finden, wovon sie nicht wissen wem es gehört?

H. Sie machen es bekannt.

Rich. Warum?

J. Daß die Leute sich darum melden.

Rich. Wie heißt es daher in den Denkreimen? (Nr. 85 im 2ten Th. des Kinderfr.) . . Du sollst nicht naschen . . .

J. Du sollst nicht naschen oder stehlen,
Und was du findest nicht verhehlen.

Rich. Wie leicht aber könntet ihr mit eurer Ehrlichkeit an den unrechten Mann kommen, der das Gefundne fälschlich für sein Eigenthum annähme? —

Ihr

Ihr hättet z. E. einen Ring gefunden und machtet das bekannt — wie leicht könnte da ein Betrüger kommen, der euch vorlöge, daß Er den Ring verlohren habe! Könnt ihr ihm an der Nase abmerken, ob er Wahrheit sagt oder nicht? — Was hättet ihr da zu thun, um nicht angeführt zu werden?

J. Man muß sich die Sache recht beschreiben lassen.

Rich. Richtig! Man muß den, der Anspruch daran macht, genau nach den Merkmahlen ausfragen, an welchen man das Gefundene von ähnlichen Dingen unterscheiden kann. Z. E.: Hat der Ring Steine oder nicht? was für Steine? wie groß und wie viel? in was sind sie gefaßt? wie sind sie gesetzt? ist der Ring weit oder enge? steht kein Name, keine Zahl darinn? ist sonst kein besondres Merkmahl daran? — Ohne Zweifel ist Fritze auch so sicher gegangen. — Und was bekam er von dem fremden Herrn zur Belohnung seiner Ehrlichkeit?

F. Zehn Thaler.

Rich. Wie leicht hätte er aber auch nichts bekommen können! Gewiß hätte er dann seine Ehrlichkeit bereut!

J. Schwerlich würde er sie bereut haben.

Rich. Und wenn er sie bereut hätte; — könntet ihr dann Fritzen noch für einen ehrlichen Mann halten?

J. Nein.

Rich. Merkt also, liebe Kinder: gefundne Sachen muß man ohne eigennützige Absicht zurück geben,

ben, ob es gleicht nicht unrecht ist, wenn man von einem wohlhabenden Manne, der sie verlohren hat, eine Erkenntlichkeit annimmt. — Uebrigens soll uns der bloße Dank und die Ueberzeugung, ehrlich gehandelt zu haben, genug seyn. — Durch welche Eigenschaft verdiente aber Fritze Dank und Belohnung zugleich?

J. Durch seine Achtsamkeit.

Rich. Und wodurch hätte der Herr, welcher den Ring verlohr, dem Verluste vielleicht vorbauen können?

J. Auch durch Achtsamkeit.

Vierte Katechisation.

Ueber die Baumzucht. *)

(Kinderfr. 1 Th. Num. 6 und 9; und Num. 19 und 58 im 2ten Theile.)

Die Apfelkerne.

Die kleine Marie hatte einen Apfel gespeiset, und wollte so eben auch die sechs Kerne desselben essen. Da kam ihr älterer Bruder, Fritz,

*) Diese Katechisation ist schon im 2ten Theile meiner Landwirthschaftspredigten, S. 198—213 abgedruckt. Da aber jenes Buch den allerwenigsten

Fritz, aus der Schule, und sprach zu ihr: „Schwester! wenn du wüßtest, was ich weiß, „du äßest gewiß die Kerne nicht mit auf."

Marie. Nun, was weißt du denn?

Fritz. Unser Cantor spricht: „wenn man „die Kerne im Herbste oder Frühlinge in die „Erde säet, so kann aus jedem Kerne mit der „Zeit ein Baum werden, der viel schöne Früch„te trägt. Da aber die Bäume nicht über Nacht „wachsen, sondern wohl Zeit haben wollen: so „muß man recht frühzeitig anfangen, dergleichen „zu ziehen."

Da giengen die Kinder sogleich in den Garten, gruben ein Beet herum und säeten alle Kerne, die sie den Herbst über aufsparten, hinein. Im folgenden Jahre wuchsen die kleinen Bäumchen haufenweise hervor. Fritz zog nun die überflüßigen heraus, damit sie nicht allzuhart beysammen standen, und Marie hielt das Beet von allem Unkraute rein. Nun lernte Fritz von einem Gärtner das Belzen und Oculiren, und unter andern auch das sogenannte englische Belzen. Er schnitt nämlich die Stämmchen, wenn sie kaum so dick waren als der kleine

sten Schullehrer in die Hände kommen wird: so glaube ich sie, nebst der letzten in diesem Hefte, ohne Bedenken wieder abdrucken lassen zu dürfen, zumahl da sie hier beyde merklich verbessert sind.

ne Finger eines Kindes, gerade herüber ab, und machte quer durch den Kern einen zolltiefen Spalt, wie man ihn macht, wenn man einen Keil einschlagen will. Nun schnitt er sein Belzreiß keilförmig, das heißt, er schnitt allenfalls Daumens breit auf zwey Seiten das Reiß so zu, daß es unten scharf wie ein Meissel wurde; dabey aber nahm er sich sehr in Acht, daß er, neben herab, die Schale nicht ablösete. Jetzt steckte er das Reiß in sein Stämmchen, band es fest mit Bast oder Bindfaden zu, und verwahrte es mit Baumwachs, daß die Luft nicht zukommen konnte. Diese Art, auf den Kern zu belzen, zog er jeder andern Weise vor, weil hier die Reiser am früheſten aufgesetzt werden können, am leichtesten gedeihen, am schönsten beym Schnitte verheilen, und am schnellesten fortschlagen. Nach ein paar Jahren versetzte er die gebelzten Stämmchen auf den Gütern seines Vaters in sehr weite Gruben, damit die Wurzeln sich leichter ausbreiten konnten, und band die Bäumchen an Stäbe, damit sie vom Winde nicht losgedreht wurden und schön gerade wuchsen. Am liebsten versetzte er im Herbste; aber dann machte er's nicht wie manche, die die Aeste sogleich beym Setzen im Herbste schon abstutzen. Erst im Frühlinge schnitt er den überflüßigen Wald ab; denn er hatte bemerkt, daß der Winterfrost an den frisch abgeschnittenen Zweigen gar viel Schaden anrichtet. Kurz, Fritz bekam

kam eine ungemein große Freude zur Baumzucht, und was er anfieng, gerieth ihm wohl. Da nun Fritz und Marie größer wurden, ärnteten sie fast jährlich eine Menge schöner Früchte. Als sie einst Aepfel pflückten, da sagte Fritz zu Marien: „Ey! war's nicht gut, daß du die Kerne „damals nicht aufaßest?" Ja wohl! sagte Marie. „Aber wie gut war es, daß du in die „Schule giengst, und solche gute Sachen lerntest!"

Ein guter Rath ist Goldes werth. Sir. 40, 25.

Achte nichts geringe, das nützlich ist.

Richard. Worüber reden Marie und ihr Bruder, in der Erzählung, die ihr eben gelesen habt?

J. Ueber die Baumzucht.

Rich. Was that denn eben Marie, als Fritze das Gespräch mit ihr anfieng?

B. Sie wollte eben die sechs Kerne eines Apfels essen.

Rich. Wozu, meynte Fritz, daß die Kerne besser angewandt werden könnten?

K. Zum ausstecken.

Rich. Wer hatte denn Fritzen auf diese beßre Verwendung der Kerne aufmerksam gemacht?

S. Sein Herr Schullehrer.

Rich. Was hatte denn dieser seinen Kindern gerathen?

A. Daß sie die Kerne aufsparen und säen sollten.

Rich. Warum säen? ... Gibt es denn nicht im Walde sogenannte Wildstämme genug, die man herausgraben und setzen kann?

C. Ja; aber von guten Kernen sind die Bäume besser.

Rich. Wißt ihr also ein Mittel, durch welches man, auch ohne zu belzen und zu oculiren, ziemlich gute und genießbare Früchte ziehen kann?

D. Nein.

Rich. Und doch habt ihr diesen Augenblick erst, das Mittel selbst genannt!. Aus den Kernen des geschlachten Obstes entstehn Bäume, die schon an und für sich ein weit beßres und milderes Obst tragen, als die Wildlinge, ob es gleich nicht so delicat ist, wie das von gepfropften Bäumen. — Doch, wir kommen wieder auf den Kinderfreund zurück! Was thaten da Fritz und Marie, als sie von der bessern Verwendung der Kerne geredet hatten? Ließen sie es bey dem bloßen Reden gut seyn?

J. Nein. Sie giengen sogleich in den Garten, ...

Rich. — Sie giengen sogleich in den Garten — Um welche Jahrszeit mochte das gewesen seyn?

J. Im Herbste.

Rich. Richtig! Sie giengen also sogleich in den Garten, gruben...

J. Gruben ein Beet herum und säeten alle Kerne, die sie im Herbste aufsparten, hinein.

Rich. Was bekamen sie nun im folgenden Jahre?

H. „Im folgenden Jahre wuchsen die kleinen Bäumchen haufenweis hervor.“

Rich.

Rich. Was that nun Fritze, als die Bäumchen zu dichte aufgiengen?

K. Er riß die überflüßigen heraus.

Rich. Steht im Kinderfreunde: er riß sie heraus?

J. Nein. Er zog die überflüßigen heraus, damit sie nicht allzuhart beysammen standen.

Rich. Er zog sie also vorsichtig heraus. Warum setze ich das Wörtchen vorsichtig hinzu?

J. Weil er sonst auch die, welche stehn bleiben sollten, mit heraus gerissen hätte.

Rich... oder doch wurzellos gemacht hätte. Wenn nun aber die jungen Stämmchen gut fortwachsen sollen, was muß man an dem Beete thun?.. Was that Marie?

D. „ Marie hielt das Beet von allem Unkraute rein. „

Rich. Und was wird wohl Fritze gethan haben, wenn die Stämmchen etwa zu viele Nebenzweige bekamen?

J. Er wird sie weggeschnitten haben.

Rich. Und wenn eines nicht schön gerade wuchs..?

J. So wird er es an einem Pfahl gerade gebunden haben.

Rich. Wenn man aber auch alles bisher gesagte noch so genau beobachtet, wächst darum ganz gutes Obst an den Bäumen, wenn sie groß werden?

F. Nein.

Rich. Was hat Fritze zu dem Ende von einem Gärtner gelernt?

E. Das Pelzen und oculiren.

Rich. Was nennt man oculiren?

J. Wenn man blos ein Auge in die Rinde des Baums hinein schiebt.

Rich. Recht! Was nennt man aber belzen oder pfropfen?

J. Wenn man einen ganzen Zweig aufsetzt.

Rich. Man hat verschiedene Arten zu belzen. Die bey uns gewöhnliche, da man die Belzreiser auf der einen Seite, hart unter einem Auge, bis auf die Mitte einschneidet, einen Zoll weit herunter spältet, und dann in die aufgestochne Rinde des Baumes steckt, ist allerdings gut ... Habt ihr es schon gesehen?

B. Ja.

Rich. Aber diese Manier thut bey ganz jungen Stämmchen nicht wohl gut. Diese müssen entweder oculirt, oder auf die Art gebelzt werden, wie es Fritze machte. Wie machte er es denn?

C. „Er schnitt die Stämmchen, wenn sie kaum so dick waren als der Finger eines Kindes, gerade herüber ab, und machte durch den Kern einen zolltiefen Spalt, wie man ihn macht, wenn man einen Keil einschlagen will. Nun schnitt er sein Belzreis keilförmig, das heißt, er schnitt allenfalls Daumensbreit auf zwey Seiten das Reis so zu, daß es unten scharf wie ein Meissel wurde; dabey aber nahm er sich sehr in Acht, daß er neben herab die Schale nicht ablösete. Jetzt steckte er das Reis in sein Stämmchen, band es fest mit Bast zu und verwahrte es mit Baumwachs, daß die Luft nicht zukommen konnte.„

Rich. Richtig! bey dieser Art zu belzen dürft ihr

aber

aber nicht vergessen, daß das Pfropfreis eben so dick seyn muß als das Stämmchen. Ist das Stämmchen dicker: so schneidet man die Reiser an der einen Seite schärfer als an der andern, und schiebt sie auf den Seiten des Spaltes so hinein, daß die wenige Rinde, die noch an dem zugeschnittenen Theile des Pelzreises hängt, gerade auf die Rinde des Bäumchen paßt. Bey ganz dicken Stämmen setzt man die Reiser, wie ihr selbst schon gesehen habt, auf. — Doch das läßt sich nicht so beschreiben! So bald die Zeit zum belzen heran kommt, will ich es euch zeigen, und dann sollt ihr in meiner Baumschule selbst Proben machen. — Wollt ihr das wohl?

J. O ja, das wollen wir!

Rich. Wollt ihr dann auch selbst Baumschulen anlegen und es zu Hause probieren?

J. Ich habe schon vorm Jahre eine angelegt.

Rich. Warum fängst du aber schon so frühzeitig an, Bäume zu ziehen?

J. Im Kinderfreunde steht: „da die Bäume nicht über Nacht wachsen, sondern wohl Zeit haben wollen: so muß man frühzeitig anfangen dergleichen zu ziehen.“

Rich. Thaten das auch Fritz und Marie?

E. Ja.

Rich. Wer aber Bäume pflanzen will, muß auch Feld haben, wohin er sie setzen kann. Hatten denn Fritz und Marie schon eigenthümliche Güther?

J. Nein. Fritz und Marie setzten die Bäume auf die Güther ihres Vaters.

Rich. Und wer wird wohl einmahl diese Güther geerbt haben?

C. Die Kinder, nämlich Fritz und Marie.

Rich. Andre fangen gewöhnlich erst an für gute Bäume zu sorgen, wenn sie selbst Güther bekommen. Warum warteten Fritz und Marie nicht auch so lange?

B. Damit sie früher gutes Obst bekamen.

Rich. Wie lang braucht wohl ein Birn- oder Apfelbaum, bis er vom Kern aus so weit heran wächst, um Früchte tragen zu können?

J. Ich glaube wohl 15 bis 18 Jahre.

Rich. Und das gewiß! Die Klugheit fordert also, daß man schon in der Jugend auf gute Bäume denkt. So machten es Fritz und Marie. — Was wollt nun ihr thun?

B. Wir wollen auch Baumschulen anlegen.

Rich. Und wenn die Bäumchen zum versetzen tauglich sind — was wollt ihr damit machen?

J. Sie auf die Güther unsrer Aeltern setzen, oder verkaufen.

Rich. Wenn Ich ein Bauersmann wäre und Kinder hätte: so würde ich einem jeden von meinen Söhnen ein taugliches Stük Land zu Bäumen anweisen. Seht, Kinder würde ich sagen, ich gebe hiemit einem jeden von euch einen Acker, auf den ihr Bäume setzen könnt, und in dem Garten oder Weinberge lasse ich euch Platz, schöne Bäumchen zu ziehen. Thut ihr nun das: so sollt ihr, wenn ihr einmal eure eigene Haushaltung anfangt, jeder den Acker eigenthümlich bekommen, den er mit Bäumen beflanzt hat. — Würde euch das wohl freuen, wenn ihr meine Söhne wäret?

J.

J. O ja, das würde uns freuen!

Rich. Wenn nun aber eure Aeltern nicht selbst auf den Einfall kommen — was wollet ihr thun?

F. Wir wollen sie darum bitten.

Rich. Und das wird gewiß helfen! — Aber was müßt/ ihr dann lernen, wenn ihr auf den jungen Bäumchen recht gutes Obst ziehen wollt?

A. Das belzen und oculiren.

Rich. Auch wie man Bäume recht beschneiden und versetzen muß. Wo lernte das Fritze?

G. Bey einem Gärtner.

Rich. Muß der Mann, bey dem man so was lernen will, eben ein Gärtner seyn?

J. Nein; aber er muß es doch verstehn, wie man mit Bäumen umgeht.

Rich. Wie es Fritze mit dem Belzen der Bäume hielt, haben wir schon gelesen. Wie machte er's bey dem Versetzen? Auch das steht im Kinderfreunde.

F. „ Er versetzte die gebelzten Stämmchen auf den Güthern seines Vaters in sehr weite Gruben, damit die Wurzeln sich leichter ausbreiten konnten, und band die Bäumchen an Stäbe, damit sie vom Winde nicht los gedreht wurden und schön gerade wuchsen. Am liebsten versetzte er im Herbste; aber dann machte er's nicht wie Manche, die die Aeste sogleich beym Setzen im Herbste schon abstutzen. Erst im Frühlinge schnitt er den überflüssigen Wald ab; denn er hatte bemerkt, daß der Winterfrost an den frisch abgeschnittenen Zweigen gar viel Schaden anrichtet. „

Rich. Wie waren die Gruben beschaffen, in die er seine Bäume setzte?

B. Sie waren weit.

Rich. Warum gab er sich aber die Mühe, die Gruben so weit und so tief zu machen?

D. Damit die Wurzeln sich leichter ausbreiten konnten.

Rich. Merkt euch das! Die meisten Leute sparen beym Baumsetzen die Mühe; dafür aber bekommen auch die in so enge Gruben gesetzten Bäume selten ein rechtes Wachsthum, wenn nicht der Boden an und für sich sehr locker und gut ist. Wo Küpergrund und sonst harter Boden ist, da muß man die Gruben schlechterdings weit und tief machen, damit doch der Baum in den ersten Jahren, eh er erstarkt, leicht fortwurzeln kann. Was that nun Fritze weiter, wenn seine Bäume in die Gruben gesetzt waren?

J. „Er band sie an Stäbe fest, damit sie vom Winde nicht losgedreht wurden und schön gerade wuchsen."

Rich. Auch das merket euch! Um welche Jahrszeit versetzte er am liebsten?

A. Im Herbste.

Rich. Warum am liebsten im Herbste?

B. „Weil es im Frühlinge oft so dürre wird, daß die frisch gesetzten Bäume nicht fortschlagen."

Rich. Und wie machte er's dann? Hieb er sogleich die Aeste der zu setzenden Bäume ab?

B. Nein. „Erst im Frühlinge schnitt er den überflüssigen Wald ab; denn er hatte bemerkt, daß der Winterfrost an den frisch abgeschnittenen Zweigen gar viel Schaden anrichtet."

Rich. Warum haut man denn gewöhnlich das Gesträuche an den Setzlingen ab?

J. Weil die Wurzeln nicht alles Gesträuch frisch erhalten können.

Rich. Richtig! Die Wurzeln sollen von Rechswegen sich wenigstens eben so weit ausbreiten als die Aeste. Da nun die Wurzeln beym Ausgraben zu sehr abgestutzt werden: — wiewohl man deren so viel als möglich zu erhalten suchen soll — so muß man auch die Aeste verkürzen. Ist es aber gut, wenn man alle Aestchen des jungen Baumes wegnimmt und gar keine Treibaugen stehn läßt, wie es manche Baumversetzer machen?

F. Nein, es ist nicht gut. Die Bäume verderben dann gerne.

Rich. Der viele Saft, der aus den Wurzeln aufsteigt und keine Augen findet, in welche er sich ergiessen kann, stockt, und so erstickt der Baum, wie man zu sagen pflegt, im Safte. Was man sonst noch beym Versetzen zu beobachten hat — daß man z. E. die abgehauenen Wurzeln mit der Hippe schön glatt schneiden, den Baum, wo möglich, wieder in eben die Stellung wie er zuvor gestanden hat, setzen, in die Grube, wenn sie zu dürre ist, Wasser gießen, und die Erde um den Stamm fest antreten muß — dieß und noch andre kleine Vortheile will ich euch heute noch zeigen weil ich eben etliche Bäume versetzen muß. Wahrscheinlich sah Fritze auf alle die Umstände. Weil er nun so vorsichtig zu Werke gieng, verdarben ihm wohl auch seine meisten versetzten Bäume?

J.

J. Nein. „Was er anfieng, das gerieth.„

Rich. Und was einem wohl geräth, thut man das auch gerne? . . Bekommt man dazu täglich mehr Lust?

B. Ja. „Fritze bekam eine ungemein große Freude zur Baumzucht.„

Rich. Und da er größer wurde, was bekam er von seinen Bäumen? Wurde ihm auch seine Mühe belohnt?

J. „Er bekam jährlich eine Menge schöner Früchte.„

Rich. Freute ihn das wohl? Was sagten da Fritz und Marie zu einander?

R. „Ey! war's nicht gut, daß du die Kerne damahls nicht aufaßest? sagte Fritz. Und Marie sagte: aber wie gut war es, daß du in die Schule giengst und solche gute Sachen lerntest?„

Rich. Der Rath war also sehr nützlich, den er von dem braven Schullehrer seines Dorfes erhielt. Was sagt Sirach vom Werthe eines guten Raths? Schlagt auf Sir. 40, 25.

A. „Gold und Silber erhalten einen Mann; aber vielmehr ein guter Rath.„

Rich. Bey Fritzen traf es recht buchstäblich ein: ein guter Rath erhält einen Mann. Wovon nährte sich Fritze in der Folge? — Wer weiß es noch?

J. Von der Baumzucht.

Rich. Wo steht das.

J. (schlägt nach) Es steht Nr. 9. im Kinderfreunde.

Rich. Leset einmahl, was da von Fritzen weiter erzählt wird:

Wie

Wie gut ist es, wenn man was Nützliches gelernt hat!

Fritz hatte in der Jugend zur Gärtnerey Lust gehabt, und von einem Gärtner gelernt, wie die Obstbäume müßten gepflanzt, beschnitten, gebelzt und oculiret werden. Durch eine Krankheit bekam er einen Schaden, der ihn an der schweren Feldarbeit hinderte. Nun würde es ihm schlecht gegangen seyn, wenn er sonst nichts gelernet hätte. Aber weil er mit der Baumzucht gut umzugehen wußte, so hatte er immer einen kleinen Verdienst; denn er zog in seinem Garten schöne Bäume, die er an solche Leute verkaufte, die nicht selbst mit dem Belzen und Oculiren umgehen konnten oder mochten. Endlich kam ein neuer Schulz in das Dorf, der gar sehr auf das Beßte der Gemeinkasse bedacht war. Dieser brachte es dahin, daß alle Gemeinplätze, wo sich's thun ließ, mit allerley Bäumen besetzt wurden. Zu dem Ende mußte Fritz eine öffentliche Baumschule zum Beßten der Gemeine anlegen, wozu man ihm einen schicklichen Platz anwieß und einzäunte. Die gebelzten und oculirten Bäume, die Fritz schon vorräthig hatte, kaufte man ihm sogleich ab, und gab ihm dann aus der Gemeinkasse jährlich etwas an Getreide, Geld und Ackerland, wofür er die Baumschule in Ordnung halten, mit Beyhülfe etlicher Handfröhner, die Bäume reihenweis setzen, anbinden,

den, des Winters mit Stroh verwahren, und die großen Bäume, die schon vor seiner Zeit da standen, ausputzen mußte. Dabey hatte denn Fritz sein ehrliches Auskommen mit Weib und Kindern. Da er starb, beweinte ihn die ganze Gemeine, und der Pfarrer lobte ihn wegen seiner Verdienste um das ganze Dorf, nicht nur in der Predigt gar sehr, sondern schrieb es auch in sein Pfarrbuch, daß man die Aufnahme der Baumzucht in seinem Dorfe keinem andern Menschen, als Fritzen und dem damaligen Schulzen, zu verdanken habe. Noch heute stehn eine Menge von den Bäumen, die Fritz gepflanzt hat, und seit geraumer Zeit zieht die Gemeine jährlich, eins ins andere gerechnet, 300 fl. reinen Profit von dem Obste, womit allerley nützliche Einrichtungen gemacht, und nöthige Ausgaben bestritten werden.

Was Nützliches lernen, schadet niemals, und kann oft helfen.

Ein fleißiger kluger Mann, ist oft noch Wohlthäter an Kindeskindern, Sir. 37, 25 - 29.

Rich.

Rich. Seht doch, liebe Kinder, wie gut es war, daß Fritze in seiner Jugend mit Bäumen umgehn gelernt hatte! Als ein Häckersmann hatte er zu wenig Güther, um von diesen allein leben zu können, und gleichwohl hinderte ihn ein Schaden am schweren Tagelohn. Womit half er sich nun durch?

B. Mit der Baumzucht.

J. Er belzte Bäume und handelte damit.

Rich. Und was geschah in der Folge?

J. Es kam ein neuer Schulze in das Dorf, der brachte es dahin, daß eine öffentliche Baumschule angelegt wurde, über diese wurde Fritze gesetzt.

Rich. Und was that man mit den Bäumen, die man da zog?

B. Fritze mußte sie auf Gemeinplätze setzen.

Rich. Und noch mehr: — Ließ man da die Gemeinbäume so verwildern wie an manchen Orten?

J. Nein, Fritz mußte die jungen Bäume einbinden, die alten ausputzen und überhaupt für die Gemeinbäume sorgen.

Rich. Und was bekam er dafür?

A. „Aus der Gemeinkasse jährlich etwas an Getraide, Geld und Ackerland."

Rich. Sollte es wohl nicht überall so gehalten werden?

B. Ja, es sollte überall so gehalten werden.

J. Mein Vater sagt, daß sie beym Gerichte davon geredet hätten, daß wir auch eine Baumschule bekommen; und da soll auch einer darüber gesetzt werden, der auf die Bäume sieht.

Rich.

Rich. Zu meiner größten Freude hab' ich es auch schon gehört. Das wird freylich euch Kindern einmal gefallen, wenn auf den Gemeinplätzen so gutes Obst wächst! — Aber wir alten Leute werden wenig mehr, oder gar nichts davon erleben. — Sind wir alte Leute nicht Thoren, daß wir so für euch sorgen?

A. Bekommen denn wir einmahl die Bäume?

Rich. Wie ihr's nehmt — ja und nein! Ihr wollt doch alle in unserm Dorfe bleiben, wo es uns so wohl geht?

A. Ja, wir wollen da bleiben.

Rich. Wer wird also einmal die Bäume genießen?

A. Wer sie streicht.

Rich. Und ich hoffe daß jeder Bürger einen Baum oder ein Paar unentgeldlich bekommen wird. Gesetzt aber auch das geschieht nicht: Ist nicht schon die Bequemlichkeit etwas werth, in der Nähe und um ein billiges Geld gutes Obst zu Kaufe haben zu können? Wie manche arme Leute werden einmahl damit Handel treiben? — Und das Geld, welches von den Bäumen gelöset wird — wem zum Beßten wird es verwendet werden?

J. Zum beßten der Ortsleute.

Rich. Folglich auch zu eürem Beßten. Wie viel jährlichen Profit hat wohl jetzt das Dorf, wo Fritze lebte von dem Obste, das der wackere Mann gepflanzt hat?

J. Alle Jahre wohl 300 fl.

Rich. Und was macht man mit dem Gelde?

J. „Es werden davon allerley nützliche Einrichtungen gemacht und nöthige Ausgaben bestritten.„

Rich.

Rich. Und wem kommen die nützlichen Einrichtungen zu gute?

J. Den Leuten im Dorfe.

Rich. Und wenn kein Geld in der Gemeinkasse wäre, wer mußte die nöthigen Ausgaben bestreiten?

J. Auch die Leute im Dorfe.

Rich. Diese müßten also von Haus zu Hause zusammenlegen. Folglich ersparen sie durch die Gemeinkasse diese Ausgaben. — Sind also die Leute vernünftig, welche nicht fürs gemeine Beßte sorgen wollen?

J. Sie sind unvernünftig.

Rich. Ihr kennt alle den sogenannten Anflug im Gemeinwalde, *) der uns jetzt so treffliches Holz giebt? Wißt ihr wohl, wer es dahin gebracht hat, daß er angesät wurde?

J. Ja, der alte gnädige Herr?

Rich. Wie hieß er?

J. Gustav von Traubenheim.

Rich. Und wer mußte das Stück Wald umhacken und ansäen?

C. Die Leute im Dorfe.

Rich. Hatten diese wohl einen Nutzen davon?

A. Nein.

Rich. Wer hat nun den Nutzen?

A. Wir.

Rich. Für wen haben also unsre Großväter gesorgt, als sie den Wald ansäeten; für sich oder für ihre Nachkommen?

*) Geschichte des Dörfleins Traubenheim, 2te Aufl. S. 120 und ff.

Rich. Schlagt auf Nr. 19 im 2ten Theile des Kinderfreunds!

Auch an die Nachkommen muß man denken.

Wenn Wilhelm einen Obststamm belzte, so setzte er gemeiniglich einen Zweig von einem Borsdorferapfel darauf. Einst besuchte ihn sein Nachbar Hans, fand ihn bey dieser Arbeit, und tadelte ihn deßwegen. „Ei Gevatter, sprach „er, warum nehmt ihr nicht lieber Pfropfrei„ser von andern Aepfelarten, die eher tragen? „das könnt ihr noch erleben; aber die Bors„dorfer tragen vielleicht in zwanzig Jahren „noch nicht recht viel Obst."

„Aber wenn diese doch endlich tragen" antwortete Wilhelm, „dann haben auch meine Nachkommen auf lange Zeit desto reichlichern Vortheil."

So wie es mit manchen Dingen in der leblosen Natur beschaffen ist, so geht es auch mit guten Anstalten und Einrichtungen. Sie müssen daher natürlicher Weise immer seltner werden, je mehr die Menschen sich gewöhnen, nur auf's Gegenwärtige begierig zu sehn, und an die Zukunft gar nicht zu denken. Denn gewöhnlich entsteht alles vorzüglich Gute langsam, und befriedigt nicht sogleich in der ersten Zeit die Ungeduld unserer Erwartungen und Wünsche; dauert aber, wenn es empor kommt, desto länger,

und belohnt dann reichlich den Fleiß und die Hoffnung des Menschenfreunds.

Rich. Gefällt euch wohl Wilhelm, und wünscht ihr, daß alle Leute so dächten?

E. Ja.

Rich. Gefällt es euch, wenn eure Vorfahren euch ein ansehnliches Vermögen erspart, die Aecker und Weinberge verbessert und in einträglichen Stand gesetzt, gute Bäume gepflanzt und überhaupt für euch gesorgt haben?

K. Ja, es gefällt uns.

Rich. Was wollt nun ihr thun, wenn ihr einmal größer werdet? nur für euch selbst sorgen?

J. Wir wollen auch an die Nachkommen denken, wie Wilhelm.

Rich. Gewöhnlich wird aber der Fleiß auch noch an den Fleißigen selbst belohnt. Mancher pflanzt z. E. Bäume, von denen er nichts mehr zu ärnten hoft, und Gott läßt es ihn erleben, daß er sich selbst noch der Früchte seines Fleißes erfreut. — Indessen muß man nicht blos auf junge Bäume denken und die alten verwildern lassen, sondern . . .

J. Man muß für die alten und jungen zugleich sorgen.

Rich. So machte es der Bauer, von dem Nr. 59. im 2ten Theile des Kinderfreundes steht. Leset das noch zum Schlusse!

Fleiß bleibt selten unbelohnt.

Ein Bauer hatte einst vielen Schaden erlitten an seinem Vieh, und brauchte dreyßig Thaler, um sich wieder Vieh anzuschaffen. In seinem Garten standen zwey große Aepfelbäume von der Art, die man Borsdorfer nennt, die hatte noch sein Vater gepflanzt. Seit einigen Jahren hatte der Bauer viel Fleiß an die Bäume gewendet, weil einmal der Prediger von dem Nutzen der Obstbäume mit ihm geredet hatte. Er hatte das schlechte Holz ausgehauen, die Raupennester vertilgt, und die Bäume gedünget. In dem Jahre, da es dem Bauer so schlecht gieng, fiengen die Bäume wieder an zu tragen, und brachten über fünf Malter große schöne Aepfel. Sie waren nicht überall gerathen, und deßwegen so theuer, daß der Bauer jedes Malter um vier Reichsthaler verkaufen konnte.

Seht, so halfen ihm ein paar gut gewartete Bäume, durch Gottes Segen, aus der Noth. Sir. 11, 23.

Fünf-

Fünfte Katechisation.

Ueber das Verhalten der Menschen gegen Thiere.

(Kinderfreund, 1 Th. Num. 10.)

Das Vogelnest.

Karl und seine Kameraden nahmen fast alle Vogelnester um das ganze Dorf her aus, fiengen die Alten beym Neste, und quälten dann die Vögel, bis sie todt waren. Dadurch gewöhnten sich fast alle Vögel von dieser Gegend weg; und im Frühjahre, da sonst durch den Gesang der Vögel alles erfreuet wird, war es bey diesem Dorfe traurig und still. Aber es gab auch so viel Raupen und Gewürm daselbst, daß die Leute kein grünes Blatt behielten, und also von ihren Bäumen kein nützliches Obst bekamen. Denn alles ist von Gott zum Nutzen mit großer Weisheit eingerichtet. Die kleinen Vögel singen meistentheils schön, und verzehren für sich und ihre Jungen sehr viel Raupen und Würmer, welche den Baum- und Gartenfrüchten schädlich sind.

Der Mensch hat nach Gottes Erlaubniß die Herrschaft über die Thiere, daß er sie zu seinem

Nutzen tödten kann; aber quälen muß er sie nie, auch nicht aus Muthwillen tödten. 5 Mos. 22, 6. 7.

Rich. Was thaten Karl und seine Kameraden?

A. „Sie nahmen fast alle Vogelnester um das Dorf her aus, fiengen die Alten beym Neste und quälten dann die Vögel bis sie todt waren.“

Rich. Warum quälten sie doch die armen Vögel? Das mußte ihnen ja selbst im Herzen wehe thun?

A. Das that ihnen wohl nicht wehe.

Rich. Hoffentlich werden sie doch keine Freude daran gehabt haben?

J. Das könnte wohl seyn! Es gibt Leute, die ihre Freude daran haben, Thiere zu quälen.

Rich. O die bösen, abscheulichen Menschen! — Bedauert ihr die armen Thierchen nicht?

B. Ja, wir bedauern sie.

Rich. Und doch wisset ihr nicht, was es für Vögel waren, von denen ihr gelesen habt. Vielleicht waren es Sperlinge; und diese schädlichen Thiere verdienen es nicht besser!

J. Sie sind doch aber auch Geschöpfe Gottes!

Rich. Das gebe ich zu! Da aber Gott die Erde nur allein für die Menschen geschaffen hat: so sehe ich nicht ein, warum wir andre Thiere darauf dulden sollen, als nur solche, die uns nützlich sind. —

J.

J. Im Kinderfreunde und im Leitfaden *) steht: daß Gott die Welt nicht allein für Menschen, sondern auch für Thiere geschaffen habe.

Rich. Wie heißt es denn im Kinderfreunde?

J. Die Welt gehört uns Menschen nicht allein;
Auch Thiere sollen darauf leben,
Und sich der Güte Gottes freu'n,
Der ihnen Speiß und Trank gegeben.

Rich. Gesetzt also, eine gewisse Art Thiere wäre uns blos schädlich und nicht auch nützlich — hätten wir das Recht sie ganz auszurotten?

J. Nein. Wenn Gott sie nicht auf der Welt hätte haben wollen: so hätte er sie nicht geschaffen.

Rich. Wir Menschen sind aber doch die wichtigsten Geschöpfe der Erde. Nicht wahr?

A. Ja das sind wir.

Rich. Wer geht also dem andern vor: — der Mensch dem Thiere, oder das Thier dem Menschen?

A. Der Mensch dem Thiere.

Rich. Folglich dürfen wir ja mit den Thieren umgehn wie wir wollen?

J. Das folgt nicht daraus.

Rich. Sagt denn nicht Mose ausdrücklich: Gott habe den Menschen zum Herrn über die Thiere gesetzt?

J. Ja. Aber er sagt nicht, daß der Mensch mit den Thieren umgehen dürfe wie er will.

*) Leitfaden beym ersten Unterrichte in der christlichen Religion von Schlez. Nürnberg bey Felseckers Söhnen, 1795. (6 kr.)

Rich. Dürfen denn Herren mit ihren Untergebenen nicht verfahren wie sie wollen?

J. Nein, sondern wie es recht ist.

Rich. Ist es denn recht, Thiere zu tödten?

C. Ja.

Rich. Woraus wollt ihr die Rechtmäßigkeit beweisen?

J. Daraus, daß wir selbst umkommen müßten, wenn man alle Thiere leben ließe.

Rich. Wie heißt es im Leitfaden? — der Mensch darf ....

J. „Der Mensch darf Thiere zu seiner Selbsterhaltung tödten, wenn ihr Tod ihm nützlich, oder doch ihr Leben sehr schädlich ist.“

Rich. Ist uns die Ermordung mancher Thiere nützlich?

D. Ja, weil wir das Fleisch davon essen.

Rich. Oder weil wir uns in ihr Fell kleiden, oder sonst dieß und das von ihnen brauchen. Gesetzt aber das wäre nicht .. könnten und dürften wir wohl alle Hausthiere, Rinder, Schafe, Schweine rc. leben lassen?

J. Nein! Wir wären nicht im Stande, sie alle zu nähren.

Rich. Folglich müßten sie durch den Hunger viel erbärmlicher umkommen als durch die Hand des Menschen .. — Weiter! Könnten wir wohl ganz ohne Fleisch zu essen, bestehn?

E. Nicht wohl.

Rich.

Rich. Wenigstens so, wie wir einmahl gewöhnt sind, und nach unsrer jetzigen Einrichtung nicht. — Gott selbst hat es so eingerichtet, daß ein Thier sich von dem andern nährt. Er hat sogar Raubthiere — vierfüssige, Vögel und Fische — geschaffen, die gar nichts anders als Fleisch geniesen können. Warum hat er es so eingerichtet?

J. Damit nicht zu viel Thiere werden.

Rich. Auch den Menschen hat er so geschaffen, daß er gerne Fleisch genieset. Dieser hat also wohl ein gedoppeltes Recht, Thiere zu seiner Selbsterhaltung zu tödten. Tödtete er sie nicht: so würde er selbst vor lauter Thieren seine Nahrung nicht mehr finden; er würde eines sehr kräftigen Lebensmittels, des Fleisches, entbehren müssen, und wohl auch in Ansehung mancher Kleidungsstücke, die aus Thierfellen und Pelzen verfertigt werden, Mangel leiden. Zu dem gibt es Thiere, die dem Menschen nach dem Leben trachten und ihn ermorden würden, wenn man sie zu häufig werden ließe. Wie nennt man diese Thiere?

J. Reissende Thiere.

Rich. Und solche wären zum Beyspiele . . . ?

J. Die Löwen — die Bären — die Wölfe — die Tyger ꝛc.

Rich. Gut! Nicht so lebensgefährlich, aber doch äusserst lästig, sind uns viele andre Thiere — wilde Schweine, Hirschen, Rehe, Hasen u. s. w. Würden sie nicht zum Theile weggeschaffet: so fräßen sie uns auf dem Felde alle Früchte unsres Fleißes weg. Wie nachtheilig und beschwerlich sind uns ferner manche

ganz schwache und kleine Thierchen. z. E. die Raupen, die Würmer, die Mücken, die Läuse, Flöhe rc. Können wir wohl alle diese Thiere leben lassen?

E. Nein, wir müssen sie umbringen.

Rich. Folglich martern..?

J. Nein. Es ist ein Unterschied zwischen Umbringen und martern.

Rich. Aber ich dächte doch, solche Thiere, die uns plagen oder unsre Sachen verderben, dürfte man wieder plagen und martern?

J. Nein; sie thun es ja nicht aus Bosheit.

Rich. Wie heißt es im Leitfaden? .. das Thier folgt ...

J. „Das Thier folgt seinem von Gott ihm eingepflanzten Naturtriebe, auch dann, wann es uns Schaden bringt. Der Sperling schadet uns nicht aus Bosheit, sondern aus Noth, so wie er uns durch Wegfangung vieler Insekten nicht aus Freundschaft, sondern aus Naturtrieb nützet."

Rich. Kann denn der Sperling selbst das Getraide bauen, wovon er sich nährt?

F. Nein, das kann er nicht.

Rich. Und doch hat ihm Gott den Naturtrieb eingepflanzt, sein Leben erhalten zu wollen. Hätte ihn Gott so eingerichtet wie die Schwalben — würde er dann Körner fressen?

F. Nein.

Rich. Da er nun aber auch dergleichen zu seiner Erhaltung haben muß — wo soll er sie hernehmen?

F. Er muß sie von unsern Aeckern holen.

Rich.

Rich. Das nemliche gilt von allen Thieren, die uns Schaden zufügen. Glaubt ihr wohl aber, daß uns auch der Sperling sehr nützlich ist?

K. O ja.

Rich. Wie gieng es in dem Dorfe wo der böse Karl und seine Kameraden fast alle Vögel ausrotteten?

K. „Es gab so viele Raupen und Gewürme daselbst, daß die Leute fast kein grünes Blatt behielten und also kein nützliches Obst bekamen.“

Rich. Merkt also, liebe Kinder, fast alle schädlichen Thiere sind uns auch in manchem andern Anbetrachte nützlich. Deßwegen verbietet auch Mose die Alten Vögel über dem Neste zu fangen, weil es schädlich seyn würde, wenn man sie zu sehr verminderte. Schlagt einmal auf 5 Mos. 22, 6. 7.

K. (lieset) „Wenn du auf dem Wege findest ein Vogelnest auf einem Baume oder auf der Erde, mit Jungen oder mit Eyern, und daß die Mutter sitzet über den Jungen oder auf den Eyern: so sollst du nicht die Mutter mit den Jungen nehmen, sondern sollst die Mutter fliegen lassen und die Jungen nehmen.“

Rich. Gesetzt aber, wir könnten gar keinen Nutzen einsehen, den eine gewisse Art von Thieren uns Menschen bringt. . . .

J. So müssen wir denken: die Welt ist nicht für uns allein geschaffen.

Rich. Folglich sollen wir überhaupt kein Thier ohne Noth umbringen und auf jeden Fall keines martern. Was sollen wir erstlich nicht?

E. Keines ohne Noth umbringen.

Rich. Ist wohl eine Noth vorhanden, um deren willen man so einen unschuldigen Gesangvogel umbringt, der uns wenig oder nichts schadet, wohl aber durch seine Melodien Freude macht, und überdieß viele schädliche Thierchen wegfängt? Wie steht im Kinderfreunde? die kleinen Vögel . .

A. „Die kleinen Vögel singen meistentheils schön und verzehren für sich und ihre Jungen sehr viel Raupen und Würmer, welche den Baum- und Gartenfrüchten schädlich sind."

Rich. Und doch werden auch solche arme, schuldlose Thierchen nicht nur umgebracht, sondern sogar auch gemartert. — In welchen Fällen müssen wohl die Thiere die meisten Martern erdulden? Schlagt den Leitfaden auf . . . . „Am meisten werden die armen Thiere gemartert . . . .

B. (lieset:)

„Wenn man sie tödtet,
„wenn man sie straft,
„wenn sie etwas lernen, oder
„wenn sie eine Arbeit verrichten sollen; oder
„wenn man seine Lust an ihnen haben will."

Rich. Also fürs erste? . . .

J. Wenn man sie tödtet.

Rich. Habt ihr wohl schon Acht gehabt, wenn Metzger ihre Schlachtkälber durchs Dorf hetzten?

J. O ja. Da muß der Hund immer bellen und dem Kälbchen zwischen die Beine fahren.

Rich.

Rich. Und das arme Thier, das ohne dieß sein junges Leben unter dem Mordmesser einbüßen muß, schreyt vor Angst und fällt auf die Kniee zur Erde. Der Metzger aber reißt es am Stricke wieder empor und schleift es wie ein Henker, zur Schlachtbank. Heißt das wohl gerecht und menschlich handeln?

B. Nein, „der Gerechte erbarmt sich seines Viehes."

Rich. Was kann indeß der Metzger dafür, wenn sein Hund grausam ist?

J. Der Metzger hat ihn ja so gewöhnt, weil er meynt, daß es Staat mache, wenn der Hund so durchs Dorf bellt.

Rich. Wie grausam und träge gehn ferner manche mit Gottes Geschöpfen um, wenn sie im Begriffe sind sie umzubringen! Sie eilen nicht, um die Quaalen so schnell zu beendigen als möglich. Ich kenne eine Köchinn, welche die Krebse mit kaltem Wasser zum Feuer setzte und eines langsamen elenden Todes sterben ließ, weil sie glaubte, daß sie so besser schmeckten, als wenn man sie ins strudelnde Wasser wirft; die Fische schuppte sie lebendig ab, ohne sie zuvor abzustechen und so war sie durchgehends ohne Mitleiden gegen die Thiere, die unter ihrer Hand sterben mußten. In manchen Dörfern herrscht die entsetzliche Gewohnheit unter den Kindern, daß sie, wenn sie einen Marder lebendig fangen, ihn an den vier Füßen auf ein Brett annageln und so wohl zwey Tage lang lebendig im Dorfe herum schleppen, um von den Hausmüttern, durch Vorzeigung dieses leidenden Thieres,

Eyer zu betteln. Auf Jagden sah ich oft, daß böse Jungen einen unbeschreiblichen Spaß daran fanden, angeschoßne und mit dem Tode ringende Thiere noch zu necken und allmählig todt zu quälen. Hellauf lachten sie, wenn ein zusammen geschoßner Haase vor Angst noch Sprünge machte und vor Schmerzen ächzte; lachend standen sie um das leidende Thier und keiner gab ihm einen tödlichen Schlag, um seinem Jammer ein Ende zu machen. Ist das menschlich gehandelt?

J. Nein, das ist unmenschlich.

Rich. Was soll man also thun, wenn man Thiere umbringen muß? Sie langsam zu todt quälen?

J. Nein. Man soll sie so schnell als möglich tödten.

Rich. Und auch bey der schnellen Todtesart darauf sehen, sie so unschmerzhaft als möglich zu machen. — Weiter: bey welcher andern Veranlassung werden ferner die unglücklichen Thiere so gar oft gemartert?

J. „Wenn man sie straft.„

Rich. Kann man denn Thiere auch blos mit Worten strafen?

B. Nein.

Rich. Schläge sind also zuweilen unumgänglich nöthig, um etwa ein naschendes, unreinliches, unvorsichtiges, widerspenstiges oder listiges Thier von seinem Fehler zu entwöhnen. Ist denn aber jede Strafe Grausamkeit?

D. Nein, nur wenn man es zu arg macht.

Rich.

Rich. Heißt das z. E. eine Katze menschlich strafen, wenn man ihr den Schwanz oder die Füsse abhaut; oder ihr das Rückgerad entzweyschlägt? — Muß man einen Hund, der gefehlt hat, halb erdroßeln und lahm prügeln? — Ist es nicht barbarisch, auf das Zugvieh, wenn es den unmenschlichen Herrn böse macht, mit der Haue oder mit jedem andern Instrumente los zu schlagen? — O liebe Kinder! versündigt euch nie durch Grausamkeit an Thieren, wenn ihr sie strafen müßt! Straft als Herren aber nicht als Tyrannen der Thiere, und wisset, daß Gott auch das Seufzen seiner geringsten Geschöpfe hört.

Laßt uns nun weiter sehen, bey welchen Gelegenheiten die Thiere so oft von den Menschen gemartert werden. Wie steht im Leitfaden?

C. „Wenn sie etwas lernen sollen."

Rich. Und was müssen sie manchmal lernen — lauter nothwendige und nützliche Sachen?

J. Nein, auch unnöthige und unnütze.

Rich. Wozu hilft es, daß ein Hund aufwarten, über den Stock springen, oder tanzen lernt?

J. Zu nichts.

Rich. Gleichwohl wird so ein armes Thier oft über dergleichen Possen bis auf den Tod geprügelt. — Doch, es gibt auch nützliche Sachen, welche Thiere lernen müssen. So müßen z. E. der Ochse und das Pferd angewöhnt werden, wenn sie uns die erforderlichen Dienste leisten sollen. Ist aber da gerade Grausamkeit nöthig?

G. Nein.

Rich. Und was entsteht manchmahl daraus, daß man ein Thier überschlägt?

G. Man verdirbt ihm etwas im Leibe.

Rich. Oder wenn auch das nicht ist? . .

J. Das Thier wird stehtig und wild.

Rich. Mancher grausame Herr mußte schon sein junges Pferd um den halben Preiß weggeben, weil er es beym Angewöhnen überschlagen oder übertrieben hat. — — Wir kommen nun ganz natürlich auf die vierte Veranlassung, bey welcher die Menschen so gern Grausamkeiten an Thieren ausüben . . Wie steht im Leitfaden?

J. „Wenn sie eine Arbeit verrichten sollen.“

Rich. Können denn auch Thiere arbeiten?

H. Ja. Die Ochsen und Pferde.

Rich. Diese nennt man mit einem gemeinschaftlichen Namen . . . . wer weiß es?

J. Zugthiere.

Rich. Weil man sie zum ziehen braucht. Andre nennt man Lastthiere, wie z. E. den Esel, den Maulesel, das Kameel u. s. w. weil sie Lasten tragen. Denkt einmahl, wie unglücklich wir wären, wenn uns nicht die Thiere in unsern Arbeiten beystünden!

J. Da müßten wir alle Aecker herumhacken und das Getraide auf dem Schubkarren heimfahren.

Rich. Wie wollten wir aber dann mit dem Bestellen der Aecker und mit der Aernte fertig werden? Und wie säh' es aus, wenn wir Lasten von der Stelle schaffen müßten, die sich nicht so vertheilen lassen, wie eine Fuhr Garben? Wie brächte man große Bauhöl-

zer

zer und Steine, Stundenweit von einem Orte zum andern? Wie unbegreiflich theuer würden alle Waaren seyn, wenn sie von Menschen in so kleinen Parthien, 40 — 50 und mehr Meilen weit müßten hin und her getragen werden? — Glaubt ihr nun wohl, daß wir ohne Zug und Lastthiere recht unglücklich seyn würden?

K. Ja, wir würden recht unglücklich seyn.

Rich. Habt ihr aber auch schon Gott für diese nützlichen Thiere gedankt?

J. Nein, wir haben noch nicht recht darüber gedacht.

Rich. Wenn ihr aber künftig allezeit daran denkt, welche Wohlthat diese Thiere für uns sind, so oft ihr mit ihnen umgeht — werdet ihr sie dann plagen können?

J. Nein.

Rich. Sagt mir doch einmal Exempel, wie harte Leute oft die Thiere martern, wenn diese für sie arbeiten?

J. Sie reiten ohne Noth so stark, daß die Pferde fast niederfallen, oder reiten sie gar todt.

B. Sie laden dem Vieh zu viel auf. . .

J. . . Und schlagen dann unbarmherzig zu, wenn es nicht von der Stelle kann.

Rich. Und unbarmherzige Bauersleute, welche Vorspann geben könnten, sehen ungerührt zu, wie sich das Vieh ihres Nachbarn halb todt schleppt. Doch weiter! Wie wird ferner das Thier oft bey seiner Arbeit gemartert?

C. Man läßt es nicht ausruhen und fähret zu lang in Einem Stücke fort.

D. Man gibt ihm nicht so viel Futter, als es bey der harten Arbeit braucht.

E. Und verlangt gar keinen Vorspann, wenn es nicht fort kann.

Rich. Das alles heißt das Thier über der Arbeit quälen. Endlich wird es auch gequält . . . Wie stehts im Leitfaden?

F. „Wenn man seine Lust an ihm haben will.“

Rich. In welcher Absicht fiengen die Knaben des Dorfs, von denen ihr eben gelesen habt, die Vögel in der Fluhr?

J. Um ihre Freude an ihnen zu haben.

Rich. Und worinn bestand das Vergnügen, das sie sich mit ihnen machten?

J. Daß sie die Vögel quälten, bis sie todt waren.

Rich. Glaubt ihr wohl, daß sie bey den Quaalen, die sie den armen Thierchen anthaten, eben die Absicht hatten, sie zu tödten?

G. Nein.

Rich. Was nehmen gewöhnlich Kinder mit den jungen Vögelchen vor, wenn sie eine Freude an ihnen haben wollen?

J. Sie sperren sie ein und hängen sie ans Fenster, daß die Alten kommen und sie füttern sollen; und wenn sie ausbleiben, so verschmachten die Jungen.

Rich. Oder sie glauben, ein Vögelchen könne schon selbst fressen und lassen es darüber verhungern; oder geben ihm eine unrechte Art von Futter — und wenn das

das alles nicht ist, — kommen nicht die meisten kleinen Vögel, die von Menschen Händen erzogen werden, elender Weise um?

C. Ja.

Rich. Heißt nun das nicht die armen Thiere quälen, wenn man sie der mütterlichen Fürsorge muthwillig entreißt, und so nach und nach elend umkommen läßt?

C. Ja es ist Grausamkeit.

Rich. Aber dann doch nicht, wenn man die Vögelchen in einem Käfig von den Alten auffüttern oder ätzen läßt?

J. Ich glaube daß das auch grausam sey.

Rich. Warum, lieber J.?

J. Den Alten muß es doch recht weh geschehen, wenn sie so gerne zu ihren Jungen möchten und nicht zu ihnen können.

B. Und den Jungen wenn sie so flattern und nach den Alten schreyen, wird es auch recht weh thun.

Rich. Allerdings! Keine Liebe in der Welt ist größer als Mutterliebe. Wenn so ein armes Thierchen seine Jungen mit vieler Mühe ausgebrütet und halb erzogen hat — wie muß es ihm schmerzen, wenn es nun seine Kinder in einen Kerker eingesperrt sieht und ihnen nur durch die Gitter desselben ihr Futter reichen kann! Wenn es sieht, wie die noch nicht genug befiederten und zärtlichen Kleinen vor Frost sich zusammendrängen und nach der Mutterwärme schmachten! Wollt ihr euch wohl, Kinder, auf diese Weise

mit jungen Vögeln eine Freude machen und an ihnen versündigen?

K. Nein, das wollen wir nicht mehr.

Rich. Oder wollt ihr die alten an einen Faden binden und herum flattern lassen? oder die jungen Vögelein euern kleinen Geschwistern zum Spielen geben? Oder die armen Rothkehlchen in Sprenken fangen, die ihnen so gern ein Bein abschlagen? — Sollte euch der Jammer eines so unschuldigen Thieres nicht zu Herzen gehn, wenn es nun auf einem Beine hüpfen und an dem andern die grausamsten Schmerzen ausstehn muß? ..... Doch — vielleicht thut es den Thieren nicht so weh als den Menschen! —

J. Unser Herr Pfarrer sagt, daß es den kleinsten und zärtlichsten Thieren wahrscheinlich am allerwehesten thun werde.

Rich. Aber sie schreyen doch größtentheils nicht.

J. Weil sie eben nicht schreyen können —.

Rich. Oder weil es nicht in der Natur aller Thiere liegt, ihren Schmerz durch Geschrey auszudrücken. Ich sah einmahl in meiner Jugend, daß die Kinder eines gewissen Dorfs, im Frühlinge keinen größern Spaß wußten, als Kafermühlen zu machen. Sie steckten nämlich einem Käfer einen Dorn in den Leib und ließen ihn an einem dünnen Hölzchen, woran der Dorn, vermittelst eines ausgerauften Maikäferflügels, befestigt war, herumschwirren.

J. O, das haben sie sonst auch hier so gemacht.

Rich. Was du mir sagst! — Auch hier waren die Kinder so grausam?

J.

J. Sie meynten eben, das thue den Maikäfern nicht wehe.

Rich. O die thörichten Kinder!! Welchem lebenden Geschöpfe sollte es nicht die entsetzlichste Quaal verursachen, an einem durch den Leib gestochenen Spieße sich todt zu zappeln! — Wie heißt es in den Denkreimen? . . . Auch ein Thier . . .

B. Auch ein Thier empfindet Schmerz,
Quäl' es nicht, o menschlich Herz!

Rich. Laßt euch einmahl, liebe Kinder, eine Geschichte erzählen, die sich vor etwa 50 Jahren in unserm Dorfe zugetragen, und die mir mein sel. Vater oft zu Gemüthe geführt hat, um mich vor Grausamkeit gegen Thiere zu warnen.

Ein hiesiger Knabe, Namens Klaus, stieg auf einen hohen Kirschbaum der am Wege gegen Langenhausen noch bey dem Orte stand, wo jetzt der Wegweiser steht. Man sieht noch den Stock, ein paar Schritte vom Wegweiser.

J. O den ausgebrannten Stock haben wir schon oft gesehn!

Rich. Auf diesen Kirschbaum also stieg der junge Klaus nach einem Vogelneste. Seine Kameraden standen unten, und waren gierig, die herabflatternden Vögelchen aufzuhaschen. Klaus aber konnte durch das enge Astloch der jungen Brut nicht beykommen. Er suchte zwar durch eine gespaltete Ruthe das Nest heraus zu ziehen; aber umsonst. Seine Kameraden reichten ihm ein Handbeil, um damit die Oeffnung weiter zu machen; aber auch das half nicht. Gebt

mir Steine herauf, rief endlich Klaus, daß ich die jungen Bestien in ihrem Neste todt mache, weil sie nicht heraus wollen. — Thu doch das nicht, Klaus! schrieen die Kinder dagegen. Siehest du nicht, wie die Alten um den Baum flattern und vor Jammer schreyen? Laß die Jungen flügg werden und abfliegen! — Das ist wieder so ein Geplauder von unserm Schulmeister! sagte Klaus, und bestand darauf, daß sie ihm Steine sollten herauf reichen. Die Kinder machten noch eine Menge Vorstellungen dagegen. Endlich sagte einer im Scherze: je nun! wenn er mit Gewalt Steine haben will: so wollen wir ihm eben welche hinauf werfen. . . Fang auf Klaus! . . und damit stellte er sich, als wollt' er ihm die Steine zuwerfen. — Seyd Narren und werft mich vors Hirn! schrie Klaus. . Wollt ihr ja nach mir werfen: so nehmt Morast! —

Freudig griffen die Kinder nach dem Moraste, und warfen damit nach Klausen, der sich hinter den Stamm so lange versteckte, bis genug Morast an dem Baume herum hieng. Jetzt kroch der böse Junge voll Schalkheit hervor, und verklebte mit dem Kothe das Flugloch der armen Vögelchen. Das Jammergeschrey der Jungen und der klagenden Mutter, welche beständig um den Baum flatterte, als wollte sie Barmherzigkeit für ihre Kinder erflehn, rührten den kleinen Tyrannen nicht. Der Bitten und Vorstellungen seiner Kameraden lachte er nur, und fieng an so gelassen den Baum herab zu steigen, als hätt' er eine großmüthige That gethan. — Wie aber Gott so oft und gewöhnlich das

Böse

Böse schon hier bestraft, so geschah es auch an Klausen. Seine Hände, die vom Kothe nicht weniger schlüpfrig waren als die Aeste des Baums, glitschten ihm aus, und ohne Rettung stürzte er in all seinen Sünden zur Erde herab. Fürchterlich krachte das Genicke, das Blut quoll aus seinem Munde, und nach etlichen Zuckungen, lag der elende Knabe seelenlos am Boden.

A. — R. — (Geben alle ihre Empfindungen zu erkennen).

Rich. Wenn ihr erst das Unglück selbst mit angesehen hättet! denkt, wie ihr da würdet gezittert und gebebt haben! — So war es wenigstens den Kindern, die dabey waren, zu Muthe. Vor Angst versteckten sich einige hinter die Hecken; andre liefen ins Dorf und machten Lärm. Alles was laufen konnte lief zusammen; vornehmlich kamen die Kinder des Dorfs, um ihren unglücklichen Kameraden zu sehen; der sel. Herr Pfarrer Heilmann aber und mein Großvater, der damalige Schullehrer, machten sich den Vorfall zu Nutze, um ihren Kindern recht nachdrücklich ans Herz zu reden. Mein sel. Vater stieg auf den Baum, um Angesichts der Leute das Flugloch zu öffnen und dadurch die Sünde des unglücklichen Klaus gleichsam auszusöhnen. Alle versammelten Kinder aber mußten über dem Blute des Verunglückten dem Herrn Pfarrer mit Hand und Mund versprechen, nie mehr in ihrem Leben ein Thier zu martern, und von allem unnöthigen und gefährlichen Klettern abzustehn.

Alles weinte und schluchzte, und wer es mit ansah, konnte den Auftritt Zeitlebens nicht vergessen.

D. Meines Vaters Bruder hat es auch noch gesehn und es schon oft erzählt;

Rich. Der Herr Pfarrer aber hielt die Leichenpredigt über die Worte — — schlagt sie doch auf! . sie stehn Jacob. 2, 13.

J. „Es wird ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat. „*)

Rich. Nehmt euch, gute Kinder, dieses Exempel zur Warnung, und den Leichentext Klausens zur Lehre! — Glaubt aber nicht, als ob ihr schon alle Pflichten gegen die Thiere erfüllt hättet, wenn ihr sie nicht gerade zu martert und quält. — Auch Unterlassungssünden kann man an Thieren begehn, wenn man ihrer z. E. in Krankheiten nicht pflegt oder sie in gesunden Tagen nicht hinreichend füttert. In welchen Fällen sind also die Menschen oft auch grausam gegen die Thiere?

J. Wenn sie ihrer in Krankheiten nicht pflegen.

Rich. Wie mancher Hund, wie manche Katze, wie manch anderes Thier, das man eben nicht hoch schätzt, muß in einer Krankheit elend verschmachten! Manche finden es sogar lächerlich, sich um das leidende Thier so sehr zu kümmern. Je, sagen sie, es ist ja nur ein Hund — eine Katze —. Sollten sie nicht lieber sagen: es ist auch ein Geschöpf Gottes — ein armes leidendes Geschöpf —, und ich bin ein Mensch, das denkendste und wirksamste Geschöpf der Erde. Sollte ich

*) S. die Geschichte des Dörfleins Traubenheim S. 353 — 358 der 2ten Auflage.

ich nicht meinen Verstand und meine Macht anwenden, das arme Thier zu unterstützen? sollte mich mein Menschengefühl nicht antreiben, seine Leiden zu mildern? Wie viele Freuden hat mir das Thier in gesunden Tagen gemacht! wie viele Dienste hat es mir geleistet u. s. f. und jetzt könnt' ich es in seiner Noth verlassen? — Sollte ich nicht wenigstens das leidende Thier schnell umbringen, wenn ich ja sonst keine Barmherzigkeit an ihm erweisen wollte? — — Doch ... es ist Zeit für heute zu schließen. Nur noch eins, wovon ich vorhin schon gesagt habe, muß ich wiederholen. Eine sehr gewöhnliche Marter die man den armen Thieren anthut, ist auch die, daß man sie zu sparsam oder zu schlecht füttert. Wie wär es wohl euch zu Muthe, liebe Kinder, wenn euch eure Aeltern nur vor dem Hungersterben retteten, und ihr müßtet ausgemergelt, wie Gerippe, vor lauter Hunger einher gehn?

J. Da würden wir vor Jammer weinen.

Rich. Sollte wohl das Thier den Hunger nicht eben so wohl fühlen?

B. Ja. Auch ein Thier empfindet Schmerz!

Rich. Könntet ihr bey einem so elenden Körper wohl arbeiten und Nutzen schaffen?

A. Nein.

Rich. Und das Thier sollte es können?

B. Auch nicht.

Rich. Wem schadet also der Unbarmherzige, der seine Thiere nicht satt macht? Dem Thiere allein oder auch sich selbst?

J. Auch sich selbst.

Rich. Keine größere Thorheit kann gedacht werden, als die, an seine Hausthiere nichts wenden zu wollen, und doch von ihnen die gewöhnliche Nutzung zu verlangen. Kann das Pferd oder der Ochse, so schlecht gehalten, eine beträchtliche Last ziehen?

D. Nein; kaum den leeren Wagen.

Rich. Gibt das Schaaf schöne und viel Wolle, wenn es zu schlecht ausgewintert wird?

E. Nein.

Rich. Kann man von der kärglich genährten Kuh viel und gute Milch hoffen?

F. Nein.

Rich. Und wenn man so ein ausgemergeltes Thier verkaufen will ..?

J. So mag es niemand, oder man bekommt doch nur halb so viel dafür?

Rich. Schon viele grausame und liederliche Landwirthe sind darüber verarmt, daß sie ihre Hausthiere zu schlecht hielten. Aber oft hat man nicht Futter genug... Was soll man da thun?

J. Man soll kaufen.

Rich. Oder nicht mehr Vieh halten als man ernähren kann. — Manche helfen sich dadurch, daß sie den Thieren zwar genug; aber so schlechtes Futter geben, daß es dabey nicht bestehn kann. Ist das viel besser, als wenn man ihnen zu wenig gibt?

J. Nein, es ist eben so grausam.

Rich. Freut ihr euch nicht allezeit, wenn ihr ein wohl gefüttertes Thier seht?

K. Ja, wir freuen uns.

Rich. Und sollt' es nicht dem Besitzer desselben doppelte Freude machen?

H. Allerdings!

Rich. Schämtet ihr euch nicht, mit so elendem Vieh zu fahren, oder es auf die Weyde zu treiben

G. Ja, wir würden uns schämen.

Rich. Warum denn?

J. Weil alle Leute uns dann für hartherzig und liederlich halten würden.

Rich. So oft ihr also künftig euer Vieh füttert, liebe Kinder, so erinnert euch an das schöne Morgenlied einer frommen Magd, das im Kinderfreunde steht. Wer kann es auswendig?

J. Ich.

Morgenlied einer frommen Magd.

Im Feld, im Haus, im Bett, im Stall,
Da soll ich fromm seyn überall:
So will es Gott, der diese Nacht
Mich schützte, daß ich bin erwacht.

Das Vieh schreyt mich um Futter an —
Ich will es pflegen, wie ich kann.
Für Lohn und Nahrung, sollt ich nicht
Auch treu beweisen meine Pflicht?

Kein Schaden soll durch mich geschehn.
Man soll mich niemals müßig sehn.

Mehrt sich durch mich der Herrschaft Guth,
So lohnt mir's Gott, wenn sie's nicht thut.

Da, liebe Thiere, freßt euch satt!
Wohl dem, der Vieh zu warten hat!
Wie mancher hat nicht Vieh, nicht Brod,
Und leidet sonst noch große Noth!

Mir fehlet nichts. Ich bin gesund.
Drum preis' ich Gott mit Herz und Mund!
Thu ich das Meine gern und treu:
So leb' und sterb' ich Sorgenfrey.

Sechste Katechisation.

Ueber die Neigung der Jugend, fremde Güther zu beschädigen.

(Kinderfreund 1r Theil, Nr. 15.)

Der Baumverderber.

Hans that gerne unnütze und böse Dinge. Wenn er die Pflugeisen von der Schmiede holte und unterwegs einen jungen Baum sah: so machte er sich daran, und probirte die Eisen, ob sie scharf wären. Der Herr des Dorfs hatte zwey Reihen Obst- und Maulbeerbäume an den

Weg setzen lassen, und sah immer mit Verdruß, daß sie beschädigt waren. Er ließ daher so lange auflauern, bis Hans dabey betroffen wurde. Er wurde empfindlich gestraft, und mußte seinen halben Lohn daran wenden, die beschädigten Bäume zu bezahlen. Da sagte er: „Ich habe nicht allein Schaden gethan, andere „haben auch Bäume beschädigt." Darauf antwortete der Herr: „Aber dich haben wir bey „Beschädigung der Bäume angetroffen, und die „andern nicht. Hast du andere gesehen, wel„che die Bäume beschädigten: so hättest du es „angeben, aber nicht nachmachen müssen."

Um solcher bösen Buben willen bleiben viel nützliche Dinge zurück, die sonst geschehen könnten.

Hütet euch, bösen oder thörichten Leuten nachzuahmen; sonst werdet ihr oft nicht nur für den Schaden büßen, den ihr selbst thatet, sondern auch für denjenigen, den jene zuvor schon gethan hatten. Spr. 24, 1.

Mose gebot sogar den Kriegsleuten, daß sie in Feindesland die Fruchtbäume nicht beschädigen sollten, 5 Mos. 20, 19.

Rich. Was that der unartige Hans, nach der eben gelesenen Erzählung?

B. Wenn er von der Schmiede heimgieng: so probirte er an den Bäumen seine Pflugeisen, ob sie scharf wären.

Rich,

Rich. Wer hatte denn die Bäume setzen lassen, an denen er die Eisen probirte?

B. Der gnädige Herr.

Rich. Was hatte denn Hans gegen seinen Herrn, daß er ihm die Bäume verdarb? — War er vielleicht einmal von ihm gestraft worden, daß er sich nun rächen wollte?

J. Davon steht nichts in der Erzählung. Er that eben gern unnütze und böse Dinge.

Rich. Was mochte also wohl eher an dem Fehler, den er begieng, Schuld seyn — Rachsucht, oder Leichtsinn und Muthwille?

A. Leichtsinn und Muthwille.

Rich. So war ja Hans nicht straffällig, wenn er's nicht aus Bosheit that?

C. Er war doch straffällig.

Rich. Warum?

J. Weil man seinen Nächsten auch nicht aus Leichtsinn und Muthwillen beschädigen soll.

Rich. Was wollte er denn eigentlich probiren, indem er mit der geschärften Pflugschaar in die Bäume hieb?

D. Wie scharf sie wären.

Rich. So versuchen manche muthwillige Menschen an jedem Geländer, Zaune, oder wo sie sonst hinkommen, die Schärfe eines Beils oder andern Instruments, das sie eben bey sich führen. Gewöhnlich wollen sie aber noch eine andre Probe dabey machen; welche wohl?

A. — B. †

Rich. Was wird der muthwillige Junge, von dem ihr gelesen habt, ausser der Schärfe der Pflugeisen, noch mehr haben probiren wollen? Besinnt euch.

J. Wie stark er sey.

Rich. Richtig! Junge Leute, im Wachsthume oder in der beßten Stärke ihrer Kraft, suchen allerley Gelegenheiten, Proben ihrer Stärke zu machen und zu geben. — Ist es denn unrecht, wenn man seine Kräfte übt?

H. Nein, es ist nicht unrecht.

Rich. So begieng ja Hans keinen Fehler?

J. Ja, er begieng einen, weil er seine Kraft zum Bösen anwandte.

Rich. Wie hätte er denn seine Kräfte auf eine nützliche Art üben können?

J. Durch Arbeiten.

Rich. Muß man denn eben durch jede Uebung seiner Stärke Nutzen schaffen?

J. Nein; aber man darf niemals schaden.

Rich. Hätte also Hans versucht, wie schwer er heben, wie hoch er springen, oder wie weit er werfen könne, und wäre dabey vorsichtig gewesen: so würde ihn niemand darum tadeln. Um was aber tadeln wir ihn?

D. Daß er die Bäume verdarb.

Rich. Ueberdieß: — Wißt ihr gewiß, daß keine Schadenfreude dabey war?

F. Nein, das wissen wir nicht.

Rich. Was ist wenigstens sehr oft an den Verwüstungen Schuld, die manche Leute an fremden Güthern anrichten?

J. Die Schadenfreude.

Rich. Sind denn solche schadenfrohe Menschen allezeit den Leuten feind, deren Eigenthum sie verderben?

E. Nein; aber sie freuen sich doch darüber, wenn diese sich ärgern.

Rich. Allerdings! Sie denken sich mit Vergnügen, wie der Beschädigte lärmen und zanken wird; wie er die Beschädigung bald diesem bald jenem zeihen, und den Thäter doch nicht errathen wird ꝛc. Zuweilen aber ist's wirkliche Rachsucht. Was thun manche Bösewichte, wenn sie sich von jemand beleidigt dünken?

K. Sie verderben ihm etwas.

Rich. So hätten wir also schon vier Ursachen, warum manche Menschen fremde Güther so gerne beschädigen — nämlich:

1. Das Verlangen, seine Kräfte zu probieren oder zu zeigen;

2. Unüberlegtheit;

3. Muthwillige Schadenfreude;

4. Rachsucht. — Dazu kommt noch

5tens, Die Bequemlichkeit und endlich

6tens — Die Habsucht.

Glaubt ihr wohl, daß auch die Bequemlichkeitsliebe gar oft an der Beschädigung fremder Güther Schuld ist?

A — K. †

Rich.

Rich. Warum gehen, reiten und fahren manche Leute über das besaamte Feld, über hochbegras'te Wiesen und über andre Güther? Warum bleiben sie nicht auf dem Wege?

J. Weil er ihnen zu kothig ist.

Rich. Oder weil sie quer über Aecker und Wiesen einen nähern Weg machen wollen. Sie reißen Zäune, Dornen und Pfandzeichen, die ihnen in den Weg gesteckt sind, aus; brechen durch Hecken und Geländer, und fragen gar nicht darnach, wie viel Schaden sie anrichten. — Wenn nun Einer einmal Bahn gemacht hat, was thun die meisten andern, die nach ihm kommen?

G. Sie gehn und fahren eben den Weg.

Rich. So ein sündlich - bequemer Mensch verleitet also auch andre zu eben dem Fehler, den er selbst begeht. — Ich komme nun auf den letzten Beweggrund, zu Beschädigungen und Freveln. — Was thun manche böse Jungen, wenn sie schöne Früchte auf fremden Bäumen sehen?

K. Sie werfen darnach; oder steigen hinauf und stehlen sie.

Rich. Was thut mancher gottlose Bauersmann, wenn er einen Acker pflügt der an fremde, unversteinte Güther stößt?

A. Er pflügt dem andern etwas weg.

Rich. Was ist denn nun hier der Beweggrund, daß er den andern an seinen Güthern beschädigt?

B. Die Habsucht.

Rich. Und beym Stehlen des Obstes, der Trauben und andrer Eßwaaren, besonders die Art von Habsucht, welche man Näscherey nennt. Wenn nun je-

jemand auf Bäume wirft, um etliche Aepfel oder Birnen zu bekommen — ist der Diebstahl, den er begeht, der einzige Schaden, den er anrichtet?

J. Nein, er verdirbt auch den Baum, weil er die Zweige zerwirft.

Rich. Und wenn jemand auf einen Baum steigt, um Obst zu stehlen — schont er wohl des Baumes?

B. Nein.

Rich. Warum nicht?

C. Weil er sich schickt und immer fürchtet, daß ihn jemand darüber antreffen möchte.

Rich. So ist denn der Schaden, den solche böse Jungen den Bäumen zufügen, weit ärger, als der Diebstahl, den sie am Obste begehen. Indeß verlassen sie sich darauf, daß ihre losen Streiche nicht sollen entdeckt werden. Verließ sich wohl auch Hans darauf?

B. Ja, aber er wurde doch darüber angetroffen, als er die Bäume beschädigte.

Rich. Und was geschah ihm?

E. „Er wurde empfindlich bestraft, und mußte seinen halben Lohn daran wenden, die beschädigten Bäume zu bezahlen."

Rich. Wenn nun aber die Bäume ganz verdorben waren, konnte er sie wohl mit einem zehnjährigen Lohne wieder herstellen? Konnte er mit seinem Gelde machen, daß die frisch gesetzten Bäume gleich wieder so schön und tragbar da standen, als diejenigen waren, die er verdorben hatte?

J. Nein, das konnte er mit Geld nicht machen.

Rich.

Rich. Und gleichwohl meynte er, daß ihm mit der Strafe zu viel geschehe. — Womit suchte er sich zu entschuldigen?

D. Er sagte „ich habe nicht allein Schaden gethan; Andre haben auch Bäume beschädiget.“

Rich. Was antwortete ihm aber der gnädige Herr?

G. „Dich haben wir bey Beschädigung der Bäume angetroffen und die andern nicht. Hast du andre gesehen, welche Bäume beschädigten: so hättest du es angeben; aber nicht nachmachen sollen.“

Rich. Kann und darf man sich denn nicht damit entschuldigen, daß Andre die nämlichen Fehler begehn?

J. Nein.

Rich. Wenn jemand Diebstahl und Mord begeht; läßt man ihn wohl ungestraft, wenn er sich auf andre beruft, die eben die Laster begangen oder dazu geholfen haben?

B. Nein, man bestraft ihn doch.

Rich. Wenn jedermann dächte: weil Andre Böses thun: so will ich es auch thun — könnte dabey die Welt bestehn?

C. Nein, sie könnte nicht bestehn.

Rich. Wie soll also der rechtschaffne Mann lieber denken?

J. Weil andre Böses thun: so will ich Gutes thun, damit nicht so gar viel Böses geschieht.

Rich. Recht! — Ueberhaupt soll man immer nach solchen Grundsätzen handeln, daß man wünschen kann, alle Leute handelten darnach. Oder wie es im Leitfaden heißt . . . wer weiß es?

J. Man soll sich fragen: „wäre es wohl gut, wenn alle Menschen auf die Weise, wie ich, handelten?“

Rich. Wie drückt das Christus aus, Matth. 7. 12?

J. „Alles was ihr wollet das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch!“

Rich. Und umgewandt ...?

J. Alles was ihr wollet das euch die Leute nicht thun sollen, das thut ihr ihnen auch nicht!

Rich. Laßt uns das auf den Gegenstand anwenden, von dem wir eben reden! — Wenn iedermann die Güther seines Nächsten beschädigen wollte — was entstünde daraus?

J. Es würde alles verdorben.

Rich. Wünscht ihr wohl, daß euch eure Sachen, und sollten es nur Spielwaaren seyn, verderbt würden?

C. Nein, das wünschen wir nicht.

Rich. Und wenn es geschieht ...?

C. So verdrießt es uns sehr.

Rich. Wollt ihr nun wohl eurem Nächsten den Verdruß machen?

D. Nein.

Rich. Wer ist denn euer Nächster?

E. Jedermann, der unsrer Hülfe braucht, er mag Freund oder Feind seyn.

Rich. Hat man denn seine Schuldigkeit schon ganz gethan, wenn man selbst keinen Schaden anrichtet?

J. Nein. Man muß auch keinen anrichten lassen.

Rich. Wenn man nämlich im Stande ist, das Böse zu hindern; denn: wer Böses sieht und hindern kann ... wie heißt es in den Denkreimen?

J. Wer Böses sieht und hindern kann,
Und thut es nicht, ist Schuld daran.

Rich.

Rich. Das erste Gute, was Kinder thun können, heißt es im Kinderfreunde, ist — Schaden verhüten — das zweyte — selbst Gutes hervorbringen. Wenn ihr also das Vieh auf die Weyde treibt — was müßt ihr da thun?

J. Darauf sehen, daß es nicht Schaden geht.

Rich. Also nicht spielen und schlafen. Schlagt einmal nach: 2 Mos. 22, 5.

B. „Wenn jemand einen Acker oder Weinberg beschädigt, daß er sein Vieh läßt Schaden thun in eines Andern Acker, der soll von dem Beßten auf seinem Acker und Weinberge wieder erstatten!“

Rich. Und wie heißt die Auslegung des siebenten Gebots?

F. Wir sollen unserm Nächsten sein Guth und Nahrung helfen bessern und behüten.

Rich. Bedenkt nur, liebe Kinder, wie die Landwirthschaft empor kommen würde, wenn alle Leute diesen Befehl befolgten; oder wenn nur keiner die Güther seiner Mitmenschen beschädigte! Da würden die Fluhren aussehen wie Paradiese. — Woher kommt es aber, daß mancher Mann fast keinen Obstbaum mehr pflanzen und pfropfen mag?

J. Weil einem so viel verdorben und gestohlen wird.

Rich. Ach! denkt da mancher: was hilft mich all meine Mühe! Von zehn Stämmen bring ich doch kaum Einen davon. Bald werden Sie mir durch Menschen, bald durch Thiere verdorben; und tragbare Bäume machen mir mehr Verdruß als Freude, weil ich das Obst entweder unreif herab nehmen oder halb stehlen lassen muß — und ein Glück ists, wenn mir nicht auch die Bäume ruinirt werden! — Da heißt

es also wohl recht, wie Salomo sagt . . . Schlagt auf Pred. Sal. 9, 18.

E. „Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes.“

Rich. Wollt ihr auch solche elende Buben, solche Verwüster seyn?

A. — B. Nein, das wollen wir nicht!

Rich. Wie heißt es in den Denkreimen von den Leuten, die andrer Menschen Freude stören?

J. Wer eines Menschen Freude stört,
Der Mensch ist keiner Freude werth.

Rich. Und wie steht in der vorgelesenen Numer . . Um solcher bösen Buben . . .

E. „Um solcher bösen Buben willen bleiben viel nützliche Dinge zurück, die sonst geschehen könnten.“

Rich. . . „Hütet euch also, böse oder . . .

J. . . „oder thörichte Leute nachzuahmen, sonst werdet ihr oft nicht nur für den Schaden büßen, den ihr selbst thatet, sondern auch für denjenigen, den jene schon zuvor gethan hatten.“

Rich. Soll man denn nur aus Furcht vor der Strafe, fremde Güther unbeschädigt lassen?

J. Nein, sondern aus Liebe zu den Mitmenschen.

Rich. Wer es nun aber nicht aus Menschenliebe unterließe, der sollte es doch wenigstens . . .

J. Aus Furcht vor der Strafe unterlassen.

Rich. Hat man denn, wenn man darüber betroffen wird, nur für das Böse, das man selbst stiftete, Strafe zu erwarten?

J. Nein, sondern auch für das, was Andre schon vor einem gethan haben.

Rich. Warum das?

J. Weil man einem dann auch das zeiht, was andre gethan haben.

Rich. Oder weil man ein scharfes Exempel geben muß, um andre abzuschrecken. — Ueberdieß verdient ein Frevel, den man an Bäumen verübt, einer besonders harten Strafe, weil man auch den Nutzen in Anschlag bringt, den der verwüstete Baum künftig würde gebracht haben, wenn er nicht wäre verdorben worden. In den ältern Zeiten stand das Handabhauen darauf, wenn jemand junge Bäume umhieb. Das war freylich zu hart; aber es beweiset doch, welchen Abscheu man von jeher gegen solche leichtfertige Baumverderber hegte. — Wenn ihr demnach sähet, daß einer oder der andre eurer Kameraden so gottlos seyn wollte — was müßtet ihr da thun?

J. Abwehren; oder es anzeigen, wenn das Abwehren nichts hülfe.

Rich. Folglich nicht nachahmen. Wie heißt es beym Salomo? Sprüchw. 24, 1.

G. „Folge nicht bösen Leuten und wünsche nicht bey ihnen zu seyn, denn ihr Herz trachtet nach Schaden und ihre Lippen rathen zum Unglücke."

Rich. Wohlan, liebe Kinder! versprecht es dem allwissenden Gotte, der in euer Herz sieht, daß ihr nie in eurem Leben die Güther eures Nebenmenschen beschädigen, vielmehr darauf bedacht seyn wollt, sie zu behüten und zu bewahren. — Suchet das schöne Lied auf: „Fern sey mein Leben jederzeit von aller Ungerechtigkeit" — mit dem wollen wir die heutige Schule beschließen.

Gesang.

Fern sey mein Leben jederzeit
Von aller Ungerechtigkeit;
Wie könnt' ich Gottes Freund sonst seyn,
Und seiner Gnade mich erfreun?

Wer seines Nächsten Rechte kränkt,
Auf seinen Schaden boshaft denkt,
Verletzet des Gewissens Pflicht
Und ehrt den Gott der Liebe nicht.

Du schriebst in jedes Herz, o Gott,
Tief ein das heilige Gebot:
Was dir mißfällt, wenn dir's geschicht,
Das thue du auch Andern nicht.

Darum, mein Gott, bewahre mich,
Vor allem Unrecht väterlich!
Begieng ich's je: so sey mir's leid,
Und zum Ersatz mein Herz bereit.

Wer Andern Schaden einst gethan
Und irgend ihn erstatten kann,
Doch deß sich weigert, findet nicht
Vor Dir Erbarmen im Gericht.

Er kann nicht wahre Buße thun,
Dein Segen kann nicht auf ihm ruhn,
Eh er das Böse, das er that,
Nach Möglichkeit ersetzet hat.

Wohl dem, der dieses stets bedenkt,
Und nie durch Unrecht Andre kränkt!
Du bist gerecht, das sey auch ich,
Und du, mein Vater, stärke mich!

Siebente Katechisation.

Ueber verschiedene abergläubige Meynungen, die aus irrigen Begriffen von Naturbegebenheiten entstehen.

(Kinderfr. 1. Th. Nr. 16.)

Der feurige Mann, oder das Irrlicht.

Eines Abends kam Steffen zu seinem Nachbar Wilhelm, und erzählte, daß er in voriger Nacht beynahe ein Paar Ochsen über einen feurigen Mann eingebüßet habe. Die Sache war so: Steffens Knecht war in die Stadt gefahren und kam spät zurück. Etwa drey Viertelstunden vom Dorfe begegnete ihm ein Irrlicht. Aus Furcht, daß sich das Ding auf seinen Wagen setzen möchte, fuhr er also so stark darauf los, daß er das Vieh bis zum hinstürzen übertrieb. Nach dieser Erzählung entstand folgendes Gespräch zwischen den beyden Nachbarn und Wilhelms ältestem Sohne.

Sohn. Aber was war denn nun der feurige Mann, lieber Vater? Doch wohl ein Feld-

schieder, der bey Lebzeiten die Grenzen verrückt hat?

Vater. So einfältig wirst du doch nicht seyn, das zu glauben?

Sohn. Nein, lieber Vater, — daß das Aberglauben seyn muß, weiß ich wohl; aber doch weiß ich auch nicht, was die feurigen Männer eigentlich für Dinger sind.

Vater. Aus der Erde steigen beständig allerley Dünste empor. Unter diesen giebt es nun fette, schweflichte, die sich oft ganz dichte zusammen ziehen und entzünden. Sammeln sie sich hoch in der Luft und fallen dann glänzend auf die Erde herunter: so nennt man sie Sternschnuppen, weil's so aussieht, als fielen sie von einem Sterne herab. Sind aber die Dünste nicht so gar schwer: so treibt sie der Zugwind oft viele hundert Schritte über ganze Dörfer weg; dann nennt man sie feurige Drachen. Sammeln sich aber die Dünste hart über der Erde, so daß sie, wegen ihrer Schwere, nicht mehr empor können, sondern, wie dürres Laub, von der Luft fortgetrieben werden; dann nennt man sie feurige Männer, Lichtermännchen, Irrlichter, Irrwische ꝛc. ꝛc. Nach und nach brennen diese Dünste sämmtlich ab, und liegen, wie ein Klümpchen Schleim, auf der Erde. Sie entstehen am liebsten an sumpfichten Orten, auf Gottesäckern und auf andern Plätzen, wo es viel Ausdünstungen gibt, besonders im Herbste und Frühlinge.

Sohn.

Sohn. Wie groß ist denn so ein Irrlicht?

Vater. Beyläufig wie die Flamme eines Lichtes; daher man auch oft nicht unterscheiden kann, ob man einen Irrwisch oder eine Laterne sieht.

Nachbar Steffen. Aber, vergebt mir, Nachbar, wie kann sich denn so ein Flämmchen einem auf den Nacken setzen, und die Leute fast todt drücken?

Vater. Das Flämmchen kann's wohl freylich nicht; aber die Furcht sitzt wie ein Centnerstein auf dem Nacken; die Leute laufen sich ausser Athem, können nicht mehr vom Flecke, und geben dann dem feurigen Manne die Schuld.

Nachbar Steffen. So viel ist aber doch richtig, daß sie hinter einem herlaufen?

Vater. Das kann wohl seyn und geht auch ganz natürlich zu. Durch das schnelle Laufen, drückt man die Luft sehr rasch vor sich weg, und hinter dem Rücken entsteht Zugluft. Kommt also das Irrlicht einmal in den Zug: so hüpft es freylich immer hinter einem her, bis es verlöscht.

Nachbar Steffen. Da könnt ihr Recht haben, Nachbar! Nun erklär' ich mir auch, warum die feurigen Dinger davon laufen, wenn man tapfer flucht; denn beym Fluchen bleibt man gewöhnlich stille stehen.

Vater. Vielleicht kommt's auch daher, weil man beym Fluchen die Luft sehr hastig aus

dem Munde stößt und seinen Mund gerade gegen das Flämmchen hinrichtet, das gar leicht fortgewehet werden kann, wenns nahe bey einem ist.

Sohn. So soll man denn also fluchen, wenn man ein Irrlicht sieht?

Vater. Nein, mein Sohn! fluchen und schelten sollen wir bey keiner Gelegenheit. Das Beßte ist, man geht gemächlich seinen Weg, ohne sich um das Irrlicht zu kümmern.

Sohn. Woher kommt's denn aber, lieber Vater! daß einen die Irrlichter so gern irre führen?

Vater. Daher, weil man gewöhnlich mehr auf das Irrlicht als auf den Weg sieht; vor abergläubiger Angst nicht mehr Rechts und Links unterscheiden kann, und überhaupt des Nachts leicht irre geht.

Lerne daraus, mein Sohn! was der Aberglaube für ein schädliches Ding ist. Er macht, daß wir uns an unsern Mitmenschen gar oft versündigen, indem wir ihnen oft Böses zeihen, ihnen z. E. Hexereyen Schuld geben, und wenn sie schon begraben sind, ihnen noch nachreden, daß sie umgiengen und sich sehen ließen. Der Aberglaube macht uns furchtsam; schadet uns oft an unsern Gütern und an unsrer Gesundheit, und macht uns, wenigstens bey allen gescheiden Leuten, lächerlich oder verächtlich.

Richard.

Richard. Ihr habt eben ein Gespräch gelesen, liebe Kinder. Wer waren wohl die Leute, die sich mit einander unterredeten?

A. Der Vater, sein Sohn und ein Nachbar, Namens Stephan.

Rich. Wovon unterredeten sie sich?

A. Von einem feurigen Manne.

Rich. Und wie kamen sie auf das Gespräch?

B. Der Knecht des Nachbar Steffen hatte über einem feurigen Manne fast ein Paar Ochsen todt gejagt.

Rich. Warum jagte er doch so? Was konnt' ihm denn ein Irrlicht zu Leide thun?

J. Nichts! Er war eben einfältig, und dachte, das Ding möchte sich auf seinen Wagen setzen.

Rich. O der wunderliche Bursche! Was hätt' ihn denn das Flämmchen beschwert, wenn sich's auch aufgesetzt hätte?

J. Es war ihm wohl nicht um die Last, sondern um die Angst.

Rich. Und warum denn um die Angst?

J. Weil er ohne Zweifel das Irrlicht für einen verschwornen Feldschieder hielt.

Rich. Würde wohl der einfältige Knecht die vergebliche Angst auch gehabt haben, wenn er, wie ihr, in der Schule gelernt hätte, welche Bewandtniß es mit den Irrlichtern hat?

C. Nein, dann hätte er sich wohl nicht davor gefürchtet.

Rich. Oder: wenn er statt des feurigen Mannes eine Sternschnuppe gesehen hätte, würd' er wohl auch so in Angst gerathen seyn?

K. Gewiß nicht.

Rich. Warum nicht?

K. Weil kein Mensch die Sternschnuppen für Gespenster hält.

Rich. Aber die Irrlichter hält man dafür. — Für was haltet nun ihr sie?

J. Für brennende Dünste.

Rich. Wie stehts im Kinderfreunde?

B. „Aus der Erde steigen beständig allerley Dünste empor. Unter diesen giebt es nun fette, schweflichte, die sich oft ganz dichte zusammen ziehen und entzünden. — — — — Sie entstehen am liebsten an sumpfichten Orten, auf Gottesäckern und auf andern Plätzen, wo es viel Ausdünstung giebt, besonders im Herbste und Frühlinge.

Rich. Bey der Bemerkung, daß die Irrlichter gewöhnlich auf Sümpfen uud feuchten Orten entstehn, fällt mir ein, was ich erst vor kurzem darüber gelesen habe. Ein gelehrter Mann (Volta, der sich auch durch einige Werkzeuche, die zu den Electrisirmaschinen gehören, berühmt gemacht hat,) stach mit dem Stocke in einen Sumpf, und fieng dann die Luft, die in den Blasen empor stieg, die aus dem Loche hervor kamen, mit

mit einer gläsernen Bouteille auf, machte sie geschwind mit dem Pfropfe zu und hielt nun des Nachts ein Licht vor die Oeffnung; und siehe da! die Luft brannte lichterloh. — Dann machte er auch Proben mit einem electrischen Funken — was ich darunter verstehe, wißt ihr doch?

J. O ja, das haben Sie uns schon öfters gezeigt.

Rich. Einen solchen Funken ließ er auf diese Luft fallen, und sie fieng im Augenblicke Feuer. Ueberhaupt hat man in den neuern Zeiten allerley Luftarten, und unter diesen auch eine brennbare, entdeckt. Vielleicht ließen sich also die Irrlichter noch besser auf diese Art erklären, und eben so auch feurige Drachen und andre feurige Lufterscheinungen. — Wer nun das weiß, wird der sich wohl vor Irrlichtern und dergleichen Dingen fürchten?

A. Nein.

Rich. Vielmehr wird er sich freuen, wenn er Gelegenheit hat, solche Spielwerke der Natur in der Nähe zu sehen. — Ueberhaupt ist die Unbekanntschaft des Volks mit manchen Naturerscheinungen, an hundert abergläubigen Meynungen und furchtsamen Vorstellungen Schuld. Mir fallen dabey die Cometen ein. Noch vor wenig Jahren glaubte das Volk fast allgemein, daß sie Zornruthen und feurige Schwerter wären, die Gott, als Wundererscheinungen, an dem Himmel aufführte, um Krieg und Pestilenz zu prophezeihen. Haltet ihr sie wohl auch dafür, liebe Kinder?

C. Nein.

Rich. Für was haltet ihr sie denn?

J. Für Planeten.

Rich. Aber die Planeten sieht man alle Nächte, und die Cometen so selten . . .

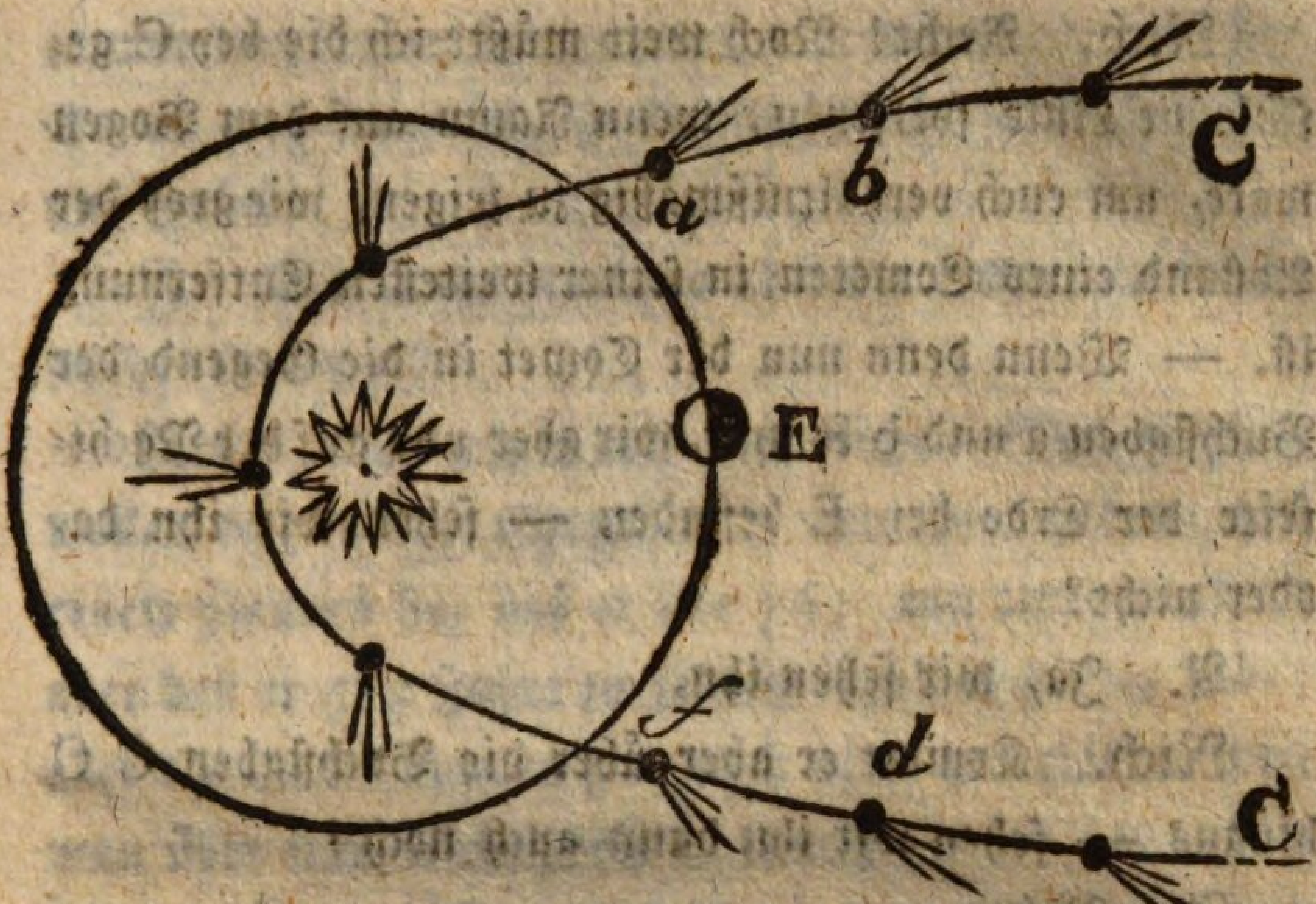
J. Man sieht auch die Planeten nicht alle Nächte.

Rich. Und eben so ist es mit den Cometen; nur mit dem Unterschiede, daß die Planeten nur eine kurze Zeit, die Cometen aber zum Theil Jahrhunderte lang ausbleiben, bis sie wieder in unsern Gesichtskreis kommen. Wißt ihr wohl noch woher es kommt, daß diese so lange aus unsern Augen verschwinden, bis man sie wieder sieht?

J. Sie laufen nicht so rund um die Sonne, wie die andern Planeten, sondern viel oblanger.

Rich. Kannst du mir wohl das Bild aus dem Schranke heraus finden, worauf der Lauf eines Cometen abgezeichnet ist?

J. (Sucht in dem Schranke, der, unter andern, allerley Bilder zum Nutzen der Schule enthält, und bringt dann folgende Zeichnung heraus, welche Richard an die Wand hängt:)



Rich. An diesem Bilde, liebe Kinder, könnt ihr euch alle die Sache ganz begreiflich machen. Wer weiß mir es noch zu erklären?

J. Der runde Ring da, zeigt an, wie die Erde und die andern Planeten um die Sonne laufen.

Rich. Und wo ist die Sonne?

J. Hier in der Mitte. — Und hier — (auf die Bahn zeigend, die sich bey den Buchstaben C C schließt) ist der Gang eines Cometen.

Rich. Dieser ist also, wie ihr an dem Bilde seht, sehr verschieden von der Bahn der Erde. Wo ist die Erde?

J. Hier, bey dem Buchstaben E.

Rich. Steht denn auf dem Bilde die Cometenbahn ganz?

J. Nein, nur ein Stück davon.

Rich. Recht! Noch weit müßte ich die bey C geschloßne Linie fortsetzen, wenn Raum auf dem Bogen wäre, um euch verhältnißmäßig zu zeigen, wie groß der Abstand eines Cometen in seiner weitesten Entfernung ist. — Wenn denn nun der Comet in die Gegend der Buchstaben a und b kommt, wir aber uns auf der Nachtseite der Erde bey E befinden — sehen wir ihn da, oder nicht?

A. Ja, wir sehen ihn.

Rich. Kommt er aber über die Buchstaben C C hinaus — sehen wir ihn dann auch noch?

J. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Weil er dann zu weit von uns steht.

Rich. Wenn er aber von seiner großen Reise bis gegen die Buchstaben d und f zurück kehrt . . . ?

J. Dann sehen wir ihn wieder.

Rich. Wenn jemand immer rund um dein Haus herum gienge, und du sähest aus dem Fenster, nicht wahr, alle Minuten würde er dir vor dem Gesichte vorbey kommen?

B. Ja.

Rich. Wenn er aber allemahl erst bis Langenhausen liefe, und dann erst wieder um dein Haus herum?

B. So würde er eine ganze Stunde ausbleiben.

Rich. Eben so ist es mit den Cometen. Weil sie sich so entsetzlich weit von uns entfernen, und überdieß

immer langsamer fortschreiten, je weiter sie von der Sonne weg kommen, so kehren sie sehr spät wieder zu uns zurück.

J. Wie lange brauchen aber die Cometen, bis sie wieder kommen?

Rich. Das wissen wir noch nicht. Von etlichen wollen es zwar die Sternkenner berechnet haben; von einem glauben sie, daß er nur 76; von einem andern aber daß er 575 Jahre zu seinem Umlauf nöthig habe; aber die Berechnungen sind noch nicht zuverläßig, weil man über ihre Richtigkeit zu wenig Proben hat. Genug, daß wir wissen, was es mit dem Erscheinen und Verschwinden für eine Bewandtniß habe. Wenn man das von je her und immer gewußt hätte, würde man wohl die Erscheinung eines Cometen für ein Wunder gehalten haben?

C. Nein.

Rich. Aber der Schweif, den man an den meisten Cometen bemerkt und der sich immer von der Sonne wegwendet, (wie ihr auch hier an dem Bilde seht,) ist doch wohl etwas wunderbares?

C. Nein. Er wird auch etwas natürliches seyn.

Rich. Aber woraus mag er wohl bestehn?

J. Das wissen wir nicht.

Rich. Auch die Gelehrten wissen es nicht. Eigentliches Feuer kann er nun wohl nicht seyn, weil man durch den hellen Schweif auch die kleinen Fixsterne schimmern sieht, welche man nicht würde durchscheinen

nen sehen, wenn der Schweif des Cometen ein eigentliches Feuer wäre. Wer indeß auch nur so viel, als ich euch gesagt habe, von den Cometen weiß, wird der sie für Wunderzeichen, für Zornruthen und feurige Schwerter halten, die Gott ganz expreß entstehn läßt, um Krieg, Pest und Hungersnoth zu verkündigen?

J. Nein, er wird die Cometen für nichts anders als für Planeten halten.

Rich. Als im Jahre 1759 ein Comet sichtbar wurde, fürchteten sich die meisten Leute vor Unglück. Gelehrte Männer haben indeß ausgerechnet, daß eben dieser Comet, welcher seit 1456 schon 5 mahl erschienen ist, alle 75—76 Jahre wieder komme. Wenn denn nun der Comet alle 76 Jahre sich regelmäßig sehen läßt, und jedesmal Unglück bedeutet: so folgte daraus daß alle 76 Jahre . . .

J. Ein großes Unglück kommen müsse.

Rich. Im Jahre 1769 stand wieder ein andrer Comet, und in dem Anfange der siebenziger Jahre folgte die große Theurung. — Noch mehr solche Exempel könnte man anführen. Sollte man daher nicht doch fast glauben, daß diese Sterne Unglückspropheten seyen, weil's doch schon so oft eingetroffen hat?

J. Es hat eben nur zugetroffen.

Rich. Glaubt ihr wohl, Kinder, daß leicht 3-4 Jahre hingehn, da es nicht ein großes Unglück irgendwo auf der Welt gäbe: einen Krieg, oder eine große Theurung, oder eine heftige Seuche, oder so etwas?

J.

J. Nein.

Rich. Dergleichen Elend trift bald diese bald jene Gegend; ist aber deßwillen die ganze Erde mit Krieg, Mißwachs, Theurung, oder Seuchen geplagt?

B. Nein.

Rich. Wenn denn nun das eine Land glücklich das andre zu eben der Zeit, unglücklich ist — könnte man nicht eben so wohl sagen, der Comet habe Glück bedeutet?

B. Ja.

Rich. Und wenn die Erde fast nie ohne Krieg, ohne Seuche, oder Theurung ist — kann wohl leicht ein Comet erscheinen, auf den kein Unglück folgte?

B. Nein.

Rich. In meiner Jugend, 1744, stand ein grosser Comet gegen ein Vierteljahr am Himmel, und gerade damals gieng der zweyte schlesische Krieg an. Was sagten da wohl die Leute?

C. Daß der Comet den Krieg bedeutet habe.

Rich. Und der Comet der Anno 59 stand, mußte den siebenjährigen Krieg bedeuten, der schon 3 Jahre zuvor ausgebrochen war; aber wie viel Kriege sind vor und nach der Hand ausgebrochen, und kein Comet war zu sehen! — Wären aber auch noch zehn Cometen uns zu Gesichte gekommen, glaubt ihr wohl es hätte kein Unglück gegeben, von dem sie als Vorboten hätten gelten können?

J. O man hätte gewiß auch eine Bedeutung hin gemacht.

Rich. Als ich kaum etliche Jahre verheyrathet war, hämmerte ein Erdschmidchen in meiner Schlafkammer und in meinem Garten wuchs eine weiße Krautpflanze. Meine Frau, die noch nicht wußte, was es für eine Bewandtniß mit dem Erdschmidchen hat, war gewaltig betroffen über das leise picken in dem Getäfel, und die Dorfsnachbarn guckten gewaltig fleissig über den Zaun meines Gartens und prophezeihten einen Todesfall. Ich alleine habe zu beidem gelächelt. Warum war ich wohl allein so getrost?

J. Weil Sie eben wußten, was es war. Aber was war denn das Erdschmidchen?

Rich. Ein Holzwurm der im Getäfel nagte. — Nichts als ein armer Holzwurm. —

J. Und wie war es denn mit der weißen Krautpflanze?

Rich. Ein Wurm hatte die Wurzel zernagt, wodurch der aufsteigende Saft so verdorben wurde, daß er, statt der grünen Farbe, eine weiße gab. Ich riß die Pflanze aus, und nach einigen Wochen starb das Erdschmidchen — von meiner ganzen Familie aber starb kein Mensch. Wär indeß ich, oder einer meiner Verwandten gestorben, was würden die Leute gesagt haben?

J. Das hätte die Pflanze und das Erdschmidchen bedeutet.

Rich. Da aber nichts, gar nicht das geringste Unglück, erfolgte — was haben sie wohl da gesagt?

J. Ich glaube gar nichts.

Rich. Warum glaubst du das?

J. Weil es die Leute gewöhnlich so machen. Wenn sie geprophezeiht haben, und es trifft nicht ein: so schweigen sie stock still davon.

Rich. Und so gieng es auch wirklich bey mir; ich aber vexirte die Propheten desto fleißiger damit und erklärte ihnen die Sache. — Noch ein Geschichtchen fällt mir ein. Da ich als junger Bursche mit meinem sel. Vater noch auf die Jagd lief, und um den Langenhäuser Wald des Abends herum streifte, begegnete uns ein Bauer aus Scheckenau, gerade da wir von dem Walde auf die Fuhrstrasse heraus traten. Er war eben im vollen Sprunge begriffen; als er aber zufälliger Weise in seinem Laufe gerade auf uns stieß, fiel er vor Angst zu Boden. Um Gotteswillen ihr Herren, rief er aus, laßt mir das arme Leben, ich habe in Haut und Haar keine 12 Kreuzer! Mein Vater lachte und hob ihn freundlich auf. Da erkannte der Bauer meinen Vater und erzählte ihm, daß er wegen des entsetzlichen Jammergeschreyes, das er eben im Walde gehört habe, sich vorgestellt hätte, daß die Räuber und Mörder nun auch über ihn losfielen. Gott sey gelobt, sagte er, daß die Angst überstanden ist; aber hat Er denn nichts von den Mördern gesehen? . .

Eben

Eben da er dieß sagte, gieng das Mordgeschrey von neuem an — und was meynet ihr, was es war?

B. Gewiß hat ihn jemand für Narren gehalten.

Rich. Nichts weniger! Es war eben im Februar, da die Füchse anfiengen läufisch zu werden, oder, wie die Jäger sagen, zu rollen. Um diese Zeit erheben sie gewöhnlich ein jämmerliches, heisres Geschrey, womit sie einander anlocken. Der Bauer, der davon nichts wußte, dachte sich Mörder in der Nähe und war fast vor Angst und Schrecken des Todes. Auf dem Wege fieng mein sel. Vater ein Gespräch über den Hojmann und das wüthende Heer an, um ihm die vergebliche Furcht vor so natürlichen Dingen zu benehmen. Wißt ihr schon, liebe Kinder, was der Hojmann und das wüthende Heer für Dinge sind?

D. Nein, das wissen wir nicht; aber wir möchten es wissen.

Rich. Nun, das sollt ihr gleich erfahren. Unter den verschiedenen Gattungen der Eulen gibt es auch eine, die man die mittlere Ohreule nennt. Man nennt sie so, wegen der Feder-Ohren, mit denen ihr Kopf auf beyden Seiten geziert ist. Ihr gewöhnliches Geschrey besteht in einem wiederholten dumpfen Hohoh! hohoh! Ein ähnliches Geschrey läßt die sogenannte Brandeule von sich hören, nur daß dieses mehr den Schall eines Gelächters hat. — Was wird nun der so gefürchtete Hojmann seyn?

E. Eine Eule.

Rich. Zuweilen auch ein Betrunkener, oder ein andrer Schreyer; oder auch ein andres Thier.

J. Aber was ist denn das wüthende Heer?

Rich. Nichts als ein Zug Kraniche, die mit einem gewaltigen Geschrey durch die Luft ziehen. Kennt ihr diese Vögel?

J. Ja, sie sehen fast aus wie die Störche.

Rich. Wer nun das weiß — wird der sich vor dem Hojemanne, oder vor dem wüthenden Heere fürchten?

D. Nein.

Rich. Und eben so verhält sich's mit einer Menge von andern Naturbegebenheiten, vor denen die Unwissenden zittern; die aber dem, der mit ihnen schon bekannt ist, gar nicht schrecklich sind. Glaubt ihr nun, liebe Kinder, daß es sehr gut sey, solche Dinge zu wissen und genauer zu kennen?

F. Ja wohl!

Rich. Wie mancher vergeblichen Angst ist der besser unterrichtete Mann überhoben, indeß sich der abergläubige mit Furcht und Sorgen quält und sich obenein vor der gescheidern Welt lächerlich macht! So gieng es dem Knechte von dem ihr gelesen habt, und so wird es auch euch, auf diese oder auf eine andre Art, mehr als einmahl in eurem Leben gehn, wenn ihr euch von abergläubigen Menschen wieder irre machen und von den bessern und richtigern Be-

griffen, die ihr in der Schule empfangt, abbringen laßt. Wollt ihr das?

A — K. Nein! Nein!

Achte Katechisation.

Ueber Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, oder über das Vergleichen und Unterscheiden.

(Kinderfr. 1. Th. Nr. 20.)

Aehnlich und unähnlich.

Hast du auch was aus der Schule gemerkt, Fritz? sprach ein Vater zu seinem Sohne, und was hast du gemerkt? Erzähle mir's doch wieder.

Fritz. Unser Lehrer hat uns gesagt, was ähnlich und unähnlich ist, und wie man vergleicht und unterscheidet.

Vater. Nun, wie vergleicht man denn?

Fritz. Man sieht zu, worinn die Sachen, die man vergleicht, ähnlich sind.

Vater. Und wie unterscheidet man?

Fritz. Wenn man zusieht, worinn die Sachen, die man unterscheiden will, unähnlich sind.

Vater.

Vater. Führe einmal von beyden ein Exempel an.

Fritz. Mein Bruder Wilhelm und ich sind beyde Söhne unserer lieben Aeltern; darin sind wir uns gleich. Wir sehen uns auch ähnlich an Gesicht und Haaren; aber an Jahren, Größe, und Stärke ꝛc. sind wir unterschieden.

Vater. Was nützet es denn, dieses zu wissen?

Fritz. Unser Lehrer sagt, wir lernten richtiger denken, und blieben vor dem Irrthume verwahrt, alles zu verwirren und zu vermengen: auch könnten uns verständige Leute dann eher bedeuten und wir könnten vernehmlicher sprechen.

Vater. Euer Lehrer hat recht, und das Exempel von deinem Bruder bringt mich auf eine Frage: Weißt du noch, wie unser Wilhelm krank war?

Fritz. Ja wohl, lieber Vater! es war im vorigen Herbste. Wenn ihr und die Mutter jenesmahl nicht noch eben recht heimgekommen wäret: so hätten wir den Bruder gewiß eingebüßt.

Vater. Warum denn?

Fritz. Weil er eben den warmen Wein austrinken wollte, denn ihm die Nachbarinn gemacht hatte.

Vater. Warum gab ihm denn die Nachbarinn warmen Wein?

Fritz. Weil er so jämmerlich über Kopfweh klagte, und weil sie ihren Ludewig auch schon einmahl mit heissem Weine kurirt hatte.

Vater. Warum wollt' ich denn aber unsern Wilhelm den heissen Wein nicht trinken lassen, der doch dem Ludewig so wohl geholfen hat?

Fritz. Ihr sagtet: Ludewig habe seinen Magen erkältet gehabt und davon Kopfweh bekommen; da wäre denn heisser Wein sehr gut gewesen. — Wilhelm aber hätte der Hitze nur allzuviel und würde wohl die Kopfkrankheit bekommen; da wäre der hitzende Wein so schlimm als Gift.

Vater. Richtig. Wie kam ich denn aber auf die Krankheit deines Bruders zu sprechen?

Fritz. Weil ich eben sagte, daß wir in der Schule gelernt hätten, wie man vergleicht und unterscheidet.

Vater Paßt denn aber wohl die Krankheit deines Bruders hieher?

Fritz. Ja wohl, lieber Vater! Wilhelm und Ludewig waren sich darin gleich, daß beyde am Kopfe litten; aber darinn waren sie ungleich, daß der eine zu viel und der andere zu wenig Hitze hatte.

Vater. Die Nachbarinn hat also zwar ihren Sohn und deinen Bruder, in Ansehung der Krankheit verglichen; aber was hätte sie noch mehr thun sollen?

Fritz.

Fritz. Sie hätte auch unterscheiden sollen.

Vater. Siehst du nun, Fritz, daß die heutige Lehre wirklich gut ist, und uns vor dem Irrthume verwahrt, alles zu verwirren und zu vermengen?

Fritz. Ja, lieber Vater! — Morgen will unser Lehrer noch mehr davon sagen, was ähnlich und unähnlich ist, und uns zeigen, wie es zu verstehen seye, wenn man spricht: daß man Gott ähnlich werden müsse. Das begreif' ich aber nicht, wie ein Mensch Gott ähnlich werden kann.

Vater. So wie du vorher von deinem Bruder Wilhelm erzähltest, daß ihr euch in einigen Stücken ähnlich, in andern aber verschieden wäret: so ist dieses auch von Gott zu verstehen. So allmächtig, so herrlich, so weise, so allwissend, wie Gott, oder ihm völlig gleich, können wir nicht werden. Aber wir können, so wie Gott, das Gute lieben und das Böse hassen, treu unsre Mitmenschen lieben, ihnen nach unserm Vermögen Gutes erweisen und so verständig, als möglich, zu werden trachten, damit uns Gott sehr glücklich machen könne. — Sieh, mein lieber Sohn, darin können wir Gott ähnlich werden. Und dazu hat uns unser Heiland, Jesus Christus, ein Vorbild gelassen, oder uns gezeigt, wie wir es machen müssen, um solche Gesinnungen, als er hatte, zu bekommen.

Fritz. Ach, wäre ich doch so gesinnt, lieber Vater!

Vater. Sey ferner fleißig, mein lieber Sohn, Gutes zu lernen, und willig, es zu thun; und stärke dich in diesem Vorsatze durch ein tägliches aufrichtiges Gebet zu Gott, dem Geber alles Guten!

Wenn noch viele Aeltern dem Vater unähnlich sind: so ist's kein Wunder, daß viele Kinder auch Fritzen nicht gleichen.

Richard. Wovon habt ihr eben gelesen, liebe Kinder?

A. Von Aehnlich und Unähnlich.

Rich. Wie muß man es anfangen um die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zweyer oder mehrerer Dinge zu finden?

A—K. †.

Rich. Von welchen Dingen sagt man: sie sind einander ähnlich?

J. Von denen die einander gleich sehen.

Rich. Oder vielmehr, die in einigen oder mehrern Stücken einander gleich sehen. Wenn man nun die Gleichheit zweyer oder mehrerer Dinge aufsucht, was thut man da? . . . unterscheiden?

J. Nein. Man vergleicht.

Rich. Und wenn man auf die Merkmahle sieht, warum sie von einander abweichen, was thut man da?

C. Unterscheiden.

Rich. Wie muß man es also anfangen, um die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zweyer oder mehrerer Dinge zu finden?

B. Man muß vergleichen und unterscheiden.

Rich. Ist denn die Lehre vom Vergleichen und Unterscheiden so wichtig, daß sich's der Mühe verlohnt, davon in der Schule zu reden?

J. Allerdings.

Rich. Was sagte Fritze, oder vielmehr sein Lehrer, von der Nützlichkeit des Vergleichens und Unterscheidens?

J. „Wir lernten richtiger denken, und blieben vor dem Irrthume verwahrt, alles zu verwirren und zu vermengen: auch könnten uns verständige Leute dann eher bedeuten, und wir könnten vernehmlicher sprechen.“

Rich. Glaubt ihr wohl, daß ihr den Kinderfreund nicht einmal lesen könntet, wenn ihr nicht zu vergleichen und zu unterscheiden wüßtet?

A – K. (Einige Ja; einige Nein.)

Rich. Wenn man lesen lernen will, was muß man zu allererst aus dem Abc-Buche lernen?

D. Die Buchstaben.

Rich. Haben diese Buchstaben alle einerley Form?

E. Nein.

Rich. Sieht nicht aber doch mancher dem andern ähnlich?

F. Ja.

Rich. Führt mir einmahl Beyspiele von ähnlichen Buchstaben an.

A – K. Das a und das o; das ſ und das f; das n und das u; das m und w ꝛc. ꝛc.

Rich. Wenn ihr nun diese Buchstaben nicht miteinander verwechseln wollt, was müßt ihr thun?

A – K. †

Rich. Habt ihr denn schon wieder vergessen, wovon wir eben redeten?

J. . . . Man muß vergleichen und unterscheiden.

Rich. Das heißt: man muß zusehen in welchen Stücken . . . .

J. . . die Buchstaben einander ähnlich oder unähnlich sind.

Rich. Mehrere Wörter haben fast einerley Klang; aber doch verschiedne Bedeutung, und werden daher auch verschieden geschrieben. In welchen Stücken sind sie also einander ähnlich?

B. Im Klange.

Rich. In welchen Stücken sind sie einander unähnlich?

J. In Ansehung der Bedeutung und der Buchstaben.

Rich. Wer nun hier richtig zu unterscheiden weiß, wird der unrichtig schreiben?

C. Nein.

Rich.

Rich. So werdet ihr denn, wie es im Kinderfreunde heißt, durch das Vergleichen und Unterscheiden vor dem Irrthume verwahrt, alles zu verwirren und zu vermengen. — Würdet ihr wohl Menschen, Thiere und Pflanzen von einander unterscheiden können, wenn ihr nicht auf ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit sähet?

J. Nein, wir würden sie alle verwirren und vermengen.

Rich. Wenn ihr also die Dinge um euch her nur so obenhin ansähet, würdet ihr sie von allen ähnlichen richtig unterscheiden?

D. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Weil wir nicht auf das, woran man sie unterscheidet, Acht gegeben hätten.

Rich. Der Säckler weiß z. E. eine Hirsch- und Rehhaut, ein Bock- ein Gemsen- oder ein Schaaffell und eine Kalbhaut auf dem ersten Anblick zu unterscheiden. Könnt ihr das auch so?

F. Nein.

Rich. Warum nicht?

G. Weil wir auf die Zeichen nicht so Acht gegeben haben.

Rich. Dafür könnt ihr Korn, (Roggen) Dinkel und Waizen, Hafer und Gerste und die sonst gewöhnlichen Getraidarten, wenn sie kaum aus der Erde aufgekeimt sind, richtig unterscheiden, was wohl der

Meister Säckler nicht kann. In euren Gedanken müßt ihr also wohl alle die Grasspitzen dieser Fruchtarten schon oft verglichen haben, nur waret ihr euch des Vergleichens nicht recht bewußt. — Aber merkt, liebe Kinder, wenn man nur nach den dunkeln Vorstellungen geht, die man von der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der Dinge hat: so kann man nicht nur andre nicht bedeuten; sondern man ist immer auch in Gefahr selbst zu irren. Ein Kürschner, der nur so dunkle Vorstellungen von den Unterscheidungs-Merkmahlen der verschiedenen Pelze, ein Goldschmid, der nur undeutliche Begriffe von dem Unterschiede des rechten und falschen Goldes oder Silbers hätte, würden die nicht alle Augenblicke hintergangen werden?

K. Gewiß.

Rich. So müßt ihr die Merkmahle genau wissen, woran man das Geld von einander unterscheidet, woran man falsche Meynungen erkennt u. s. w. Der Weinhändler muß die Weine, jeder Handwerker die Materialien die er verarbeitet, wohl und deutlich unterscheiden können. Ein Schäfer muß seine Schaafe, so ähnlich sie auch einander seyn mögen, zu unterscheiden wissen, und ein jeder gescheide Hirte kennt jedes Stück seiner Heerde. — Aber eben die Menschen, die durch die lange Uebung das Vergleichen und Unterscheiden der Dinge, die sie unter Händen haben, so ziemlich erlernen, sind gleichwohl oft in dieser Kunst äusserst ungeschickt, wenn es nicht ihre alltäglichen Geschäfte betrifft, weil sie sich der Aehnlichkeit und Un-

ähnlichkeit

ähnlichkeit nicht recht bewußt sind. – Nicht einmahl in eurer Wirthschaft wißt ihr euch zu rathen, wenn ihr nicht recht vergleicht und unterscheidet. Ihr müßt z. E. das nöthige vom unnöthigen, das unaufschiebliche vom aufschieblichen, das nützlichere vom weniger nützlichen oder schädlichen unterscheiden. – Gesetzt ihr wärt im Begriffe euch Zugvieh anzuschaffen; wüßtet aber nicht, ob ihr Ochsen oder Pferde kaufen sollt, was müßtet ihr thun?

H. Wir müßten vergleichen und unterscheiden.

Rich. Was müßtet ihr vergleichen?

G. Die Ochsen und Pferde.

Rich. Und zwar müßtet ihr sie gegen einander halten, in Ansehung des Gebrauchs den ihr von ihnen machen wollt, in Ansehung des Nutzens, des Daransatzes und der Wagschaft. – Wenn ihr unentschlossen wäret, ob ihr auf einen Acker Lein oder Hafer säen sollt; was müßtet ihr vergleichen?

J. Den Ertrag.

Rich. Und zwar den reinen Ertrag, nach Abzug der an beyde verwendeten Kosten. – Ihr müßtet wohl auch auf den Boden dabey sehen, ob der für den Leinsaamen tauglich ist oder nicht. Was muß also auch ein Landwirth in Ansehung seiner Felder wohl zu unterscheiden wissen?

J. Die Beschaffenheit des Bodens.

Rich. Auch die Menschen muß man zu unterscheiden verstehn. Könnt ihr das?

A.

A. O ja! sonst kennten wir einander nicht.

Rich. Allerdings; aber vom Unterschiede in Ansehung der Gestalt wollt' ich nicht reden. Sind denn die Menschen einander in Ansehung ihrer Geschicklichkeit und Gemüthsart gleich?

A. Nein, sie sind einander ungleich.

Rich. Wenn ihr z. E. krank wäret, möchtet ihr wohl die Frau Nachbarinn, die dem Bruder Wilhelm heißen Wein verordnet hat, brauchen?

B. Nein, die möchten wir nicht.

Rich. Warum nicht?

C. Weil sie von Krankheiten nichts versteht.

Rich. Oder möchtet ihr wohl zum Fallmeister von Scheckenau, oder zum Schneider Podalirius zu Pfuschweiler eure Zuflucht nehmen?

D. Nein.

Rich. Warum nicht?

D. Weil diese auch nichts davon verstehn.

Rich. Eben deßwillen mag sie auch niemand gebrauchen. . . . Ist das wahr?

I. O, gar viele Leute lassen sich von solchen Pfuschern curiren.

Rich. Würden sie das wohl, wenn sie den geschickten Arzt, vom ungeschickten recht zu unterscheiden wüßten?

F. Nein.

Rich. Woran glauben sie zum Theil, den geschickten von ungeschickten unterscheiden zu können?

I.

J. Wenn er in den Urin guckt und sich anstellt, als ob er alles daraus errathen könnte.

Rich. Oder wenn er ihnen die Ohren recht vollplaudert; oder wenn er einmahl zufälliger Weise eine gute Cur gethan hat. Hat aber nicht eben die Frau, die den Wilhelm fast mit dem heißen Weine umgebracht hätte, auch einmahl eine gute Cur damit verrichtet?

J. Ja, an ihrem Sohne, der den Magen verkältet hatte.

Rich. Wußte sie aber auch die verschiedenen Arten und Quellen des Kopfwehes zu unterscheiden?

K. Nein, das wußte sie nicht.

Rich. Woran glauben manche einen guten Prediger von einem schlechten unterscheiden zu können? Sehen sie wohl darauf, ob er nützliche Wahrheiten ordentlich, schön, deutlich und eindringlich sagt?

J. Nein, sie hören nur darauf ob er recht schreyt und recht viel Sprüche anführt.

Rich. Woran glauben sie ihre guten Freunde am beßten von andern unterscheiden zu können? — Welche Leute halten sie für ihre beßten Freunde?

J. Die, welche ihnen schön thun und recht geben.

Rich. Wer ihnen aber statt dessen die Wahrheit aufrichtig sagt — was ist der in ihren Augen?

E. Ihr Feind.

Rich.

Rich. Und wenn solche Thoren hundertmahl betrogen werden, sie bleiben immer bey ihrer Thorheit, weil sie nicht richtig vergleichen und unterscheiden; denn nur durch das Vergleichen, oder durch Beobachtung der Aehnlichkeit, welche die Menschen von einerley Art mit einander haben, gelangt man am sichersten zur Menschenkenntniß. Wenn ihr also einen Heuchler oder Betrüger kennen gelernt habt und seht nach einiger Zeit einen Menschen, der sich eben so anstellt — was werdet ihr denken?

J. Das ist wohl auch so ein Heuchler oder Betrüger.

Rich. Warum denket ihr so?

J. Weil er mit dem Betrüger so viel Aehnlichkeit hat.

Rich. Seht also — durch das Vergleichen des einen mit dem andern, werdet ihr mißtrauisch, wenn ihr aber im Gegentheil Aehnlichkeit mit einem gescheiden und braven Manne in jemand entdeckt; werdet ihr dann auch mißtrauisch?

J. Nein, dann haben wir Zutrauen.

Rich. Verstehn aber Alle die Kunst, die Menschen recht zu vergleichen oder zu unterscheiden?

H. Nein, das verstehn nicht Alle.

Rich. Richtig! Sie sehen entweder nur auf das Gesicht, oder auf den äussern Schein, und geben nicht auf die geheimern Kennzeichen Achtung. Die Menschenkenntniß läßt sich indeß nicht in der Schule lehren;

ren; sie muß im gemeinen Leben gesammelt werden. Aber eine Probe wollen wir doch machen, ein wohlgezogenes und ein übelgezogenes Kind, nach den auffallendsten Kennzeichen zu unterscheiden. Was versteht ihr unter dem Wort Kennzeichen?

J. Zeichen, woran man eine Sache kennt, oder von andern unterscheidet.

Rich. Gut! Gebt mir nun einmal Kennzeichen von einem wohl- und übelgezognen Kinde!

J. Wohlgezogne Kinder sind folgsam.

B. Und ungezogne Kinder sind ungehorsam.

D. Wolgezogne Kinder sind höflich und ungezogne sind grob.

E. Wohlgezogne Kinder stehlen und naschen nichts, übelgezogene naschen und stehlen.

G. Wolgezogne sind nicht eigensinnig.

H. Ungezogne sind eigensinnig.

J. Wohlgezogne Kinder sind dankbar, und ungezogne sind undankbar. — Wohlgezogene Kinder sind reinlich, ungezogne sind unreinlich.

K. Wohlgezogne Kinder verderben nichts mit Fleiß, und ungezogne verderben gern etwas.

H. Wohlgezogne Kinder merken auf.

J. Und die nicht recht gezogenen sind unachtsam.

Rich. . . . Und sonst wißt ihr nichts mehr? . . . Was thun wohlgezogne Kinder, wenn sie jemand eine Gefälligkeit erweisen können?

B. Sie thun ihm die Gefälligkeit.

Rich.

Rich. Wie nennt man die Leute, die andern gern Gefälligkeiten oder Dienste leisten?

J. Dienstfertige Menschen.

Rich. Also: wohlgezogene Kinder sind dienstfertig; — übelgezogene . . ?

A. Sind undienstfertig.

Rich. Zanken wohlgezogene Kinder gern mit einander?

J. Nein, sie sind friedlich.

Rich. Unter welche Art von Kindern wünschet ihr wohl zu gehören?

K. Unter die wohlgezogenen.

Rich. Seyd ihr aber auch immer so wohlgezogene, aufmerksame, folgsame, höfliche, aufrichtige, gefällige, dienstfertige, friedliche und reinliche Kinder?

A—K. †.

Rich. Nicht wahr, euer Gewissen sagt euch, daß ihr nicht immer so seyd?

J. . . . Ja.

Rich. Und doch könnt ihr ein wohl= und ein übelgezogenes Kind so gut unterscheiden! Seyd ihr nicht also doppelt straffällig, wenn ihr euch gleichsam absichtlich unter die übelgezogenen mengt? — Wie gut wär' es, wenn ihr euch recht oft fragtet, welchen Kindern, den gut oder schlecht gezogenen, ihr ähnlich seyd. Das wär' eine herrliche Anwendung der Lehre vom Vergleichen und Unterscheiden! Wozu nützt

nützt sie aber besonders? Wie steht im Kinderfreunde? „Wir lernten richtiger . . . .

J. „Wir lernten richtiger denken, und blieben vor dem Irrthume verwahrt, alles zu verwirren und zu vermengen. Auch könnten uns verständige Leute dann eher bedeuten und wir könnten vernehmlicher sprechen.“

Rich. Laßt uns nun auch von den letztern Vortheilen reden! Wenn ich euch etwas, das ihr noch nicht gesehen habt, beschreiben wollte, wie müßte ich's anfangen?

C. Sie müßten es beschreiben.

Rich. Ganz natürlich müßt' ich euch beschreiben, was ich euch beschreiben wollte. Doch ihr habt die ganze Frage nicht recht verstanden. — Stellt euch vor, ich hätte mein Lebtage nie eine Kutsche gesehen, wie würdet ihr mir sie beschreiben?

J. Sie hat Räder wie ein Bauernwaagen; die vordern sind aber kleiner als die hintern, und oben darauf . . .

Rich. Schon genug! Mit was hast du hier die Kutsche verglichen? (Gebt auf das Wort verglichen Acht!)

J. Mit einem Fuhrwagen.

Rich. Was thut man demnach, wenn man etwas beschreiben will?

J. Man vergleicht und unterscheidet.

Rich. Wer aber durch Vergleichen und Unterscheiden Andre bedeuten will; darf der selbst verwirrte Vorstellungen haben?

J. Nein! Er muß zuvor in seinem eigenen Kopfe recht vergleichen und unterscheiden.

Rich. Verstand wohl der Thorschreiber der den Bauer Wilhelm mit dem Bauernstande vexiren wollte, diese Kunst?

C. Nein.

Rich. Was konnte er nicht unterscheiden?

J. Das Wesentliche vom Zufälligen.

Rich. Was nennt man denn wesentlich und zufällig? Schlagt auf Nr. 15 im 2ten Theile des Kinderfreunds, ganz am Ende.

F. „Zufällig ist das an einem Dinge, was daran seyn kann, aber eben nicht nothwendig seyn muß. Wesentlich hingegen dasjenige, ohne welches ein Ding nicht das, oder nicht so vollkommen ist, was es seyn soll.“

Rich. Wenn die Leute unsers Dorfs vor 60 und mehr Jahren fast rebellisch wurden, daß der Pfarrer kein Chorhemd anzog, oder wenn die Bauern von Purrbach ihren Pfarrer verklagten, daß er über den Nachtmahlswein kein Kreuz mache — was konnten diese guten Leute nicht unterscheiden?

J. Das Wesentliche vom Zufälligen.

Rich. Wenn die Einwohner von Schildburg über das neue Gesangbuch so viel Lärms machten und Leib

und

und Leben für das alte lassen wollten, weil sie, wie sie sagten, keinen neuen Glauben annehmen würden, da sie aufs alte Gesangbuch getauft wären!! — Konnten sie wohl richtig zwischen wesentlich und zufällig unterscheiden?

J. Nein! Man kann zehnmahl das Gesangbuch verbessern, und doch beym alten Glauben bleiben.

Rich. Und sind denn alle Meynungen, welche die Geistlichen vor Alters ausgeheckt haben, wesentliche Glaubensartikel für uns und alle Zeiten?

J. Nein.

Rich. Man muß demnach auch das Wesentliche des Glanbens, von zufälligen Meynungen, welche seyn und nicht seyn können, unterscheiden. Und wer das kann, der ist leicht zu bedeuten, wie im Kinderfreunde steht. Er kann auch vernehmlicher sprechen. Wie versteht ihr das?

J. Er spricht die Wörter deutlicher aus.

Rich. Auch das kann seyn, weil er ähnlich lautende Wörter wohl zu unterscheiden versteht; aber das ist hier nicht gemeint. . . Wer selbst nicht deutlich denkt, wer selbst verworrene Begriffe und Vorstellungen hat, kann der seine verwirrten Gedanken und Vorstellungen so ordentlich und deutlich ausdrücken, daß andre helle Begriffe bekommen?

F. Nein.

Rich. Wenn jemand, in dessen Kopfe es so durch einander geht, daß er nicht unterscheiden kann, was

zur Sache gehört oder nicht, vor ein Amt kommt, und das hundertste unter das tausendste mengt, wird der den Beamten gescheiderweise berichten und verständigen?

G. Nein, er wird alles noch mehr verwirren.

Rich. Wenn jemand die Wörter immer falsch gebraucht, wenn er den demüthigen oder herablassenden einen Niederträchtigen; den hochmüthigen großmüthig; den Armen einen schlechten Menschen nennt; wenn er statt Humor, Rumor, statt prätentiren, präsentiren sagt, und so immer ein Wort mit dem andern verwechselt — redet der vernehmlich?

H. Nein, er redet unvernehmlich.

Rich. Ueberhaupt kann niemand ein vernünftiger Mensch seyn, der nicht richtig vergleicht und unterscheidet. — Aber genug für heute! Künftig werd' ich euch noch öfter an die wichtige Lehre vom Vergleichen und Unterscheiden erinnern und euch zeigen, daß sie fast bey allem was man lehrt, lernt und thut, zum Grunde liegt.

Neunte Katechisation.

Ueber die Tugend der Dienstfertigkeit.

(Kinderfr. 1 Th. Nr. 29. 2 Th. Nr. 12. und 71.)

Der Dienstfertige.

„Gevatter — Vetter — Nachbar — Schwa„ger — helft mir doch meine gesäeten Erbsen „unterpflügen! Meine andern Pferde sind über „Land, und die ich zu Hause habe, sind plötzlich „krank geworden. Die Vögel fressen nun mei„ne Erbsen rein auf, wenn ich sie nicht bey Zei„ten unter die Erde bringe.“ — So lief Hans bey allen Gevattern, Vettern, Nachbarn und Schwägern im Dorfe herum; aber alle hatten eine Ausrede; denn ein allzu lang anhaltendes Winterwetter hatte die Sommersaat verspätet, und die meisten hatten ihren Hafer noch nicht zur Hälfte bestellt, da Hans schon Erbsen säete. Der einzige Bauer im Dörfchen, zu dem Hans nicht hin wollte, war Christian. Mit dem hatte er sich vor einigen Wochen entzweyt, und ihm seitdem manchen Tort erwiesen, obgleich Christian ganz unschuldig war. Der hilft mir doch nicht!

dachte Hans. Vielleicht freut er sich nur, daß er eine Gelegenheit bekommt, mir eine Bitte abzuschlagen. Endlich aber schickte er doch zu Christian; denn selbst wollte er nicht hingehen, weil er kein gutes Gewissen hatte. Christian freute sich, seinen Feind versöhnen zu können, und ohne Weigerung gab er ihm sein Gespann, ob er gleich selbst so viel zu arbeiten hatte, als irgend ein anderer. Von der Zeit an war Hans sein beßter Freund, diente ihm wieder, wo er konnte, und rühmte es oft, daß ihm Christian, sein vermeintlicher Feind, in der Noth geholfen habe, da ihn alle Freunde verlassen hatten.

Versöhne deine Feinde durch Wohlthaten! Röm. 12, 20. 21.

Wer uns in der Noth hilft, der ist unser wahrer Freund. Sir. 6, 7. 15.

Hat dir jemand Gutes erwiesen: so vergiß der Dankbarkeit nicht! 1 Thess. 5, 18.

Richard. Wie ist das Lesestück, über das wir nun reden wollen, überschrieben?

A. Der Dienstfertige.

Rich. Wovon handelt es also?

A. Von der Dienstfertigkeit.

Rich. Wer war denn so dienstfertig, oder fertig und bereitwillig zu Diensten?

B. Christian.

Rich. Und gegen wen war er es?

C. Gegen Hansen.

Rich. Was für einen Dienst hat er ihm denn geleistet?

D. Er half ihm, seine gesäeten Erbsen unterackern.

Rich. Oder er gab ihm vielmehr sein Gespann, um sie unterpflügen zu können. Hatte denn nicht Hans selbst einen Anspann?

J. Hans hatte genug Pferde; aber die gesunden waren über Land.

Rich. Und die er im Stalle hatte? . . .

J. Die waren krank.

Rich. Warum säete er denn Erbsen, wenn doch seine Pferde krank waren?

J. Sie sind eben erst plötzlich krank geworden, da er schon Erbsen gesäet hatte.

Rich. Einmahl waren also die Erbsen gesäet — konnte er nun warten, bis die verreis'ten Pferde zurück kamen, oder die kranken gesund wurden?

D. Nein.

Rich. Warum nicht?

D. Die Tauben hätten ihm die Erbsen rein aufgefressen.

Rich. Zu wem nahm er nun in der Verlegenheit seine Zuflucht?

E. Zu seinen Gevattern, Vettern, Nachbarn und Schwägern.

Rich. So nahe Nachbarn und Verwandte werden auch ohne Zweifel gleich bereit gewesen seyn, ihm zu helfen?

F. Nein.

Rich. Ihm gieng es also wie dem Hausvater, von dem in der Fabel Nr. 71 im 2ten Theile des Kinderfreunds vorkommt. Leset doch einmahl die Fabel!

Die Lerche.

Als einsmals das Korn reifte, und seine vollen Aehren sich zu neigen anfiengen, da sprach eine Feldlerche zu ihren noch unbefiederten Jungen: „Bald wird man ärnten, und wir müssen uns „um bessere Sicherheit bekümmern. — Dar„um gebt wohl acht, was gesprochen wird, „wenn der Herr die Aernte besieht, und sagt „mir's, wenn ich vom Bache zurück komme.“ Die alte Lerche flog fort. Indeß kam der Herr mit seinem Sohne, das Korn zu besehen. „Sieh, „mein Sohn!“ sprach er, „das Korn ist ja „schon reif. — Was verschieben wir länger die „Aernte? — Geh du eilend hin zu unsern „Freunden, und bitte sie, daß sie morgen früh „kommen, und uns ärnten helfen.“

Als

Als die alte Lerche zurück kam, da schlugen die Kleinen ihre Flügelchen zusammen, und meldeten mit Zittern die bevorstehende Gefahr.

„Seyd ruhig, Kinder!“ antwortete die Alte. „Die Freunde drängen sich eben nicht nach „Arbeit und Mühe. Genug, morgen wird „nicht geärntet. Gebt nur ferner acht, was „gesprochen wird.“

Am andern Tage flog sie wieder, wie gewöhnlich, zum Wasser. Die Sonne schien schon heiß, und der Herr, der lange vergebens auf die Freunde gewartet hatte, rief endlich seinem Sohne, und sprach: „Das sind schlimme Zauderer, unsere Freunde! oder sie kommen wohl „gar nicht. — Lauf du lieber hin und sag es „deinen Schwägern und Vettern, daß sie mor„gen früh her kommen, und uns helfen.“

Als die alte Lerche wieder kam, da war neue und größere Furcht bey den Jungen. „Nun „hat der Herr,“ riefen sie, „zu den Schwä„gern und Vettern geschickt. — Ach Mutter, „eilet, bringt uns fort, sonst ärnten sie, und „greifen uns.“

„Die Vettern und Schwäger, antwortete die „alte Lerche, die vertreiben uns auch noch „nicht! Noch hat's keine Noth.“

Und in der That, als der dritte Morgen erschien, da kam weder Vetter, noch Schwager.

Nun ward der Herr des Korns ungeduldig, rief seinem Sohne, und sprach: „Nein, das

„ist zu toll! verlasse sich ja keiner auf andre!
„Geh hin, mein Sohn! und hole dir eine Si-
„chel, und mir eine. Wir wollen selbst dran
„gehen, sonst fällt das Korn noch gar aus,
„wenn es länger steht.“

Als die alte Lerche dieses hörte, sprach sie:
„Nun Kinder ist nicht länger zu warten. —
„Jetzt wird es Ernst!“
Und darauf eilte sie mit ihren Jungen in die nächste Gerste, die noch grün war.

In solche Fabeln kleideten die Weisen vor Alters manche gute Lehren ein, um sie angenehmer und dem Gedächtnisse behaltbarer zu machen. Eine solche Fabel ist unter andern in der Bibel, die vom Dornstrauch, im Buch der Richter 9, 8. ꝛc. Das gewöhnlichste Kennzeichen dieser Erzählungen, die man Fabeln nennt, ist, daß darin solche Dinge, die weder so, wie die Menschen, denken, noch reden können, doch als redend eingeführt werden.

Rich. Wir kommen nun wieder auf unsern Hans zurück. Warum verhielten sich doch seine Vettern und Nachbarn so undienstfertig gegen ihn?

F. Sie sagten, daß sie ihren Hafer noch nicht bestellt hätten.

Rich. Das war freylich eine Ausrede, die sich hören ließ! Wer kann einem zumuthen, andern zu helfen,

helfen, wenn man mit seiner eigenen Arbeit nicht fertig ist?

J. Aber Hansens Arbeit war nothwendiger.

Rich. Warum?

J. Die Gevattern und Vettern hätten ihren Haser noch immer säen können; aber Hansens Erbsen waren schon gesäet und wurden von den Vögeln gefressen.

Rich. Ganz recht! Aber die Sommersaat war so sehr verspätet, daß jeder über Hals und Kopf eilen mußte.

J. Auf einen halben Tag wär es doch nicht angekommen.

Rich. Vielleicht waren also die Gevattern und Vettern dem Nachbar Hans nicht gut.

B. Das kann wohl seyn.

Rich. Davon steht indeß nichts im Buche. Gibt es denn nicht Leute, die auch gegen ihre beßten Freunde undienstfertig sind?

J. Ja. Manche sind nur Tischfreunde.

Rich. Gesetzt aber die Leute waren auch Hansen nicht gut — Hätten sie ihm deßwillen den Gefallen abschlagen müssen?

C. Nein.

Rich. Sucht einmahl auf: 2 Mos. 23, 5.

H. (lieset:) „Wenn du den Esel deß, der dich hasset, siehest unter seiner Last liegen; hüte dich, laß ihn

ihn nicht, sondern versäume gern das deine um seinet willen."

Rich. Einem armen geplagten Thiere und einem Feinde zu lieb, sollte also der Israelite das Seine versäumen. Geht denn das auch uns Christen an? —

J. Es geht alle Menschen an.

Rich. Wie steht: Röm. 12, 20 u. 21.

K. So deinen Feind hungert, so 2c. 2c.

Rich. Wem soll man also dienen? Nur den Freunden?

K. Auch den Feinden: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen und bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen."

Rich. An wem that denn Christian, von dem ihr gelesen habt, gutes?

G. An Hansen.

Rich. Und wer war Hans? — Christians Freund oder Feind?

B. Sein Feind.

Rich. Woher wißt ihr das?

J. Es heißt, sie hätten sich entzweyt gehabt und sich mancherley Tort erwiesen.

Rich. Wie heißt es? — sie hätten sich beyde mancherley Tort erwiesen? Lies einmahl!

J. „Der einzige Bauer im Dörfchen, zu dem Hans nicht hin wollte, war Christian. Mit dem hatte er sich vor einigen Wochen entzweyt, und ihm seit-

dem

dem manchen Tort erwiesen, obgleich Christian unschuldig war."

Rich. Wer war also Feind? und wer hat Tort erwiesen? Hans oder Christian?

C. Hans.

Rich. Wer that ihm hingegen Freundschaft für Tort?

C. Christian.

Rich. Du heißest auch Christian — würdest du wohl gegen einen Feind eben so christlich handeln?

C. Ja, ich will auch so handeln.

Rich. Aber war nicht Christian ein Thor? Hatte eine so schöne Gelegenheit, sich an Hansen zu rächen, und ließ sie aus der Hand!! Was würde wohl Hans an Christians Stelle gethan haben?

J. Er würde die Pferde vielleicht nicht hergegeben haben.

Rich. Und wenn es Christian so gemacht hätte — würde dann Hans sein Freund geworden seyn?

J. Nein, er würde ihm noch feinder geworden seyn.

Rich. Wodurch soll man also seine Feinde gewinnen, durch Freundschaftsdienste oder durch Bosheiten?

D. Durch Freundschaftsdienste.

Rich. Wie heißt es in den Denkreimen? . . . Gewinne, wenn du kannst . . . .

J. Gewinne, wenn du kannst, durch Liebe deinen Feind;
Er wird, beschämt, vielleicht einmahl dein wahrer Freund.

Rich. Und unser Heiland sagt: man würde durch Wohlthaten feurige Kolen auf das Haupt seiner Feinde sammeln. Wie versteht ihr das? — Wer hat es gemerkt? . . Erst neulich hat unser Herr Pfarrer den Spruch erklärt.

J. Die Aerzte hielten vor Alters den Ohnmächtigen und todtscheinenden glühendes Eisen oder Kolen über den Wirbel.

Rich. Und warum das?

J. Daß die todtscheinenden wieder zum Leben kommen sollten.

Rich. Todtscheinende sollten also dadurch wieder zum Bewußtseyn und Besinnen gelangen. Eben so sollen Wohlthaten unsre Feinde wieder zum Besinnen und Nachdenken bringen. Geschah das auch bey Hansen?

E. Ja.

Rich. Glaubte er wohl Anfangs, daß ihm Christian den Gefallen thun würde?

E. Nein, er dachte: „Der hilft mir doch nicht. Vielleicht freut er sich nur, daß er eine Gelegenheit bekommt mir eine Bitte abzuschlagen.“

Rich. Mochte er daher selbst zu Christian gehn?

J. Nein, er schickte nur zu ihm.

Rich.

Rich. Warum gieng er nicht selbst?

J. Weil er sich vor ihm schämte.

Rich. Weil er kein gutes Gewissen hatte — steht im Kinderfreunde. — Genug, es war ihm höchst unwahrscheinlich, daß Christian ihm helfen würde. — Von wem freut einen aber ein Dienst am meisten: von solchen Leuten, denen man es zutraut, daß sie dienen werden, oder von solchen, denen man es nicht zutraut?

J. Von denen, welchen man's nicht zutraut.

Rich. Glaubt ihr also, daß Hans bey Christians Dienstfertigkeit vorzüglich gerührt war?

D. Ja.

Rich. Was ließ ihm aber Christian bey der Gelegenheit sagen? Ließ er ihm wohl Vorwürfe machen?

J. Nein, er ließ ihm nichts sagen, als daß er ihm sein Gespann geben wolle.

Rich. Was würde mancher Andre an seiner Stelle gethan haben?

J. Er würde ihm haben Vorwürfe machen lassen.

Rich. Würde aber ein Solcher mit seiner Hülfe Ehre eingelegt haben?

F. Nein.

Rich. War denn nicht Christian wenigstens in seinem Herzen ärgerlich darüber, daß Hans eben zu ihm seine Zuflucht nahm?

A. Nein: „er freute sich, seinen Feind versöhnen zu können, und ohne Weigerung gab er ihm sein Gespann.“

Rich. Wahrscheinlich war er also mit seiner eigenen Sommersaat schon fertig?

B. Er war so wenig fertig, als die andern Bauern.

Rich. Wie heißt es im Kinderfreunde?

B. . . „ob er gleich selbst so viel zu arbeiten hatte als irgend ein anderer.“

Rich. Wie verhielt sich nun Hans gegen ihn? Setzte er seine Feindschaft fort?

H. Nein. „Von der Zeit an war Hans sein beßter Freund; diente ihm wieder wo er konnte, und rühmte es oft, daß ihm Christian, sein vermeintlicher Feind, in der Noth geholfen habe, da ihn alle Freunde verlassen hätten.“

Rich. Was wurde also aus Christians Feinde, durch den Freundschaftsdienst?

J. Sein beßter Freund.

Rich. Und wodurch bewieß Hans seine Freundschaft gegen Christian?

J. Er diente ihm wieder, wo er konnte.

Rich. Und noch mehr . . . ?

J. „Er rühmte es oft, daß ihm Christian, sein vermeintlicher Feind, in der Noth geholfen habe, da ihn alle Freunde verlassen hätten.“

Rich. Gefällt euch das von Hansen?

A.

A. Ja, es gefällt uns.

Rich. Wird es wohl auch seinem Freunde Christian gefallen haben?

A. Gewiß, noch besser.

Rich. Wozu half es aber bey Andern, daß Hans so fleißig rühmte, was Christian gethan hatte?

C. Daß sie sich schämten.

Rich. Noch mehr! . . .

J. Daß sie sich ein Exempel daran nahmen.

Rich. Und zu was wird das Lob den braven Christian ermuntert haben?

D. Es künftig wieder so zu machen.

Rich. Warum rühmte es aber Christian nicht selbst?

J. Eigen Lob stinkt.

Rich. Mancher andre würde sich wohl in allen Gesellschaften damit groß gemacht haben, gegen seinen Feind so gefällig gewesen zu seyn; aber damit hätte er auch das gute Werk ganz wieder vereitelt. . . . Wie heißt es in den Denkreimen? . . Hat jemand dir gedient . . . .

K. Hat jemand dir gedient: so zeig' es vielen an;
Nicht aber, was du selbst an Andern guts gethan.

Rich. Wenn aber Christian bey seiner Dienstfertigkeit nur die Absicht gehabt hätte, dafür recht gelobt zu werden und viele Gegendienste zu erhalten — würde

er dann auch das Lob, welches ihm Hans beylegte, verdient haben?

F. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Weil er's nur aus Eigennutz gethan hätte.

Rich. Oder wenn Christian nur seinen guten Freunden, nicht aber auch Feinden hätte helfen wollen . . . ? Verdiente er dann auch so viel Lob?

B. Nein.

Rich. Oder wenn er nur um das theure Geld, nicht aber unentgeldlich hätte dienen wollen . . . ?

J. Auch nicht.

Rich. Sollte also das keine Dienstfertigkeit seyn, wenn man jemand ums Geld dient?

J. Ja, es ist auch Dienstfertigkeit, wenn man nicht zu viel dafür rechnet . .

Rich. Und nicht einzig und allein um des Geldes willen dient. So ist es wahre Undienstfertigkeit, wenn z. E. ein reicher Bauer einem armen Tagelöhner sein Holz nicht heimführen oder seinen Krautacker nicht pflügen will, weil er den Verdienst nicht nöthig hat und sein Vieh nicht anstrengen will. Er soll nicht nur dienen, weil es ihm bezahlt wird, sondern hauptsächlich, weil der Nebenmensch des Dienstes bedarf. —

Ueber dem Christian fällt mir ein andrer eben so dienstfertiger Mann ein, von dem Nr. 12. im 2ten Theile des Kinderfreundes steht. Leset doch einmahl!

Der

Der Menschenfreund.

So lange Wilhelm im Soldatenstande lebte, bewies er sonderlich dadurch seine Rechtschaffenheit, daß er sich der jungen Leute oder Rekruten annahm, die von Zeit zu Zeit eingestellt wurden. Er wußte wohl, wie leicht die Jugend verführt werden kann, und wie mancher lüderliche Mensch nicht eher ruht, als bis er auch andre verführt hat. Darum war Wilhelm bemüht, zuerst das Vertrauen der jungen Leute dadurch zu gewinnen, daß er ihnen allerley Gefälligkeiten erwies. So zeigte er ihnen z. E. die Vortheile bey manchen von ihren Geschäften; wies ihnen Arbeit zu, damit sie sich etwas verdienen konnten; besuchte sie, und half ihnen ihr Zeug in Ordnung bringen. Mit diesem Betragen erwarb er sich denn bald ihre Gewogenheit. Nun aber nahmen sie auch gelegentlich gute Lehren willig von ihm an, und glaubten ihm, wenn er ihnen das Unglück des lüderlichen Lebens schilderte, und es mit Beyspielen bewies; dagegen aber Rechtschaffenheit, Ordnung und Mäßigkeit als das einzige Mittel anpries, das Beschwerliche des Lebens, und ihres Standes insbesondre, zu ertragen und zu versüßen.

Als einsmals ein Soldat von denen plözlich krank lag, deren er sich freundschaftlich angenommen hatte: so ließ dieser Wilhelmen rufen,

dankte ihm mit rührenden Worten, und bekannte frey vor allen Umstehenden, daß er, nächst Gott, durch Wilhelms Freundschaft und gute Lehren, vor Lastern sey bewahrt geblieben. Dan. 12, 3.

Rich. Wodurch bewieß Wilhelm seine Rechtschaffenheit besonders?

H. Dadurch, daß er sich der Recruten annahm.

Rich. Warum nahm er sich denn besonders der Recruten an?

J. „Er wußte wohl, wie leicht die Jugend verführt werden kann, und wie mancher lüderliche Mensch nicht eher ruht, als bis er auch andre verführt hat.“

Rich. Wenn nun aber Wilhelm bey den Recruten etwas gutes ausrichten wollte, mußte er da nicht vor Allem ihr Zutrauen besitzen?

G. Ja.

Rich. Und wodurch erwarb er sich dieses?

G. Dadurch, daß er ihnen allerley Gefälligkeiten erwieß.

Rich. Was für Gefälligkeiten zum Beyspiele?

J. „Er zeigte ihnen z. E. die Vortheile bey manchen von ihren Geschäften; wieß ihnen Arbeit zu, damit sie sich etwas verdienen konnten; besuchte sie und half ihnen ihr Zeug in Ordnung bringen. Mit diesem Betragen erwarb er ihre Gewogenheit.“

Rich.

Rich. Waren denn das die einzigen Dienste, die er ihnen erwieß?

E. Nein.

Rich. Was für weit größre Dienste suchte er ihnen denn zu leisten?

J. Er suchte sie von Liederlichkeiten abzuhalten.

Rich. Was that einer von denen, welchen Wilhelm einst so viele und große Dienste erwiesen hatte, als er krank wurde?

A. „Er ließ Wilhelmen rufen und bekannte frey vor allen Umstehenden, daß er, nächst Gott, durch Wilhelms Freundschaft und gute Lehren vor Lastern seye bewahrt geblieben.“

Rich. O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele seyn!!

So viel gutes stiftete also Wilhelm, in seinem Soldatenleben, durch Dienstfertigkeit. Aber solche Gelegenheiten hat eben nicht jeder. . . . Ihr Kinder, z. E. — habt ja gar keine Gelegenheiten, eure Dienstfertigkeit zu zeigen. —

J. O, wir haben alle Tage Gelegenheiten.

Rich. Welche, zum Exempel?

J. Wenn wir unsern Aeltern zu ihren Arbeiten helfen.

Rich. — Nämlich wenn sie es ausdrücklich verlangen; aber nicht unverlangter Weise . . ?

J. Auch wenn sie es nicht verlangen.

Rich. Woran, sagt man im Sprichworte, daß man es den Leuten ansehen müsse, was sie gern hätten?

B. An den Augen.

Rich. Wenn ihr also etwas vom Boden aufheben, beytragen, helfen und erleichtern könnt, wenn andre arbeiten — was sollt ihr thun?

J. Wir sollen dienstfertig seyn.

Rich. Es begegnet euch jemand der des Weges nicht kundig ist — was sollt ihr thun?

J. Wir sollen ihm den Weg weisen.

Rich. Das heißt: ihm mit etlichen Worten sagen, ob er rechts oder links gehn soll, und es dann dem Schicksale überlassen, ob er in die Irre läuft, oder den rechten Weg trifft?

B. Nein, man muß mitgehen, bis man gewiß weiß, daß er auf dem rechten Wege ist.

Rich. Und wenn jemand ein Haus im Dorfe zu wissen verlangt . . .

B. So muß man es ihm recht zeigen oder mit hin gehen.

Rich. Wie viel hundert andre kleine Dienste können überhaupt Kinder leisten, die zwar, an und für sich betrachtet, ganz leicht sind, über welchen aber doch eine erwachsene Person die Zeit versäumen müßte! Und ihr, die ihr zum Theile schon ziemlich erwachsen seyd, könnt auch in wichtigern Sachen dienen.

Laßt

laßt euch einmahl etwas erzählen, das mir einmahl der sel. Herr Obrist von Marschland erzählt hat, als er mir den Auftrag gab, die hiesigen Kinder ja recht fleißig zur Dienstfertigkeit anzuhalten.

In seiner Jugend ritt er einmahl ganz allein über Land. Vor einem Dorfe, deß Namen mir entfallen ist, traf er auf eine Heerde Kinder, die sehr wild und ausgelassen mit einander spielten. Aus Unvorsichtigkeit ließ er eben seinen Handschuh zur Erde fallen. Er wollte absteigen, aber zum Unstern ritt er ein junges Pferd, das er eben erst gekauft hatte und das nicht gern aufsteigen ließ. Durch das Kindergeschrey noch wilder gemacht, fieng es schon an zu tanzen, als er nur Miene machte zum Absteigen. Geh doch eines von euch Kindern bey, und hebe mir den Handschuh auf! rief er dem ungezogenen Haufen zu. Aber da rückte keiner die Mütze und keiner regte den Fuß. Vielleicht fürchten sie sich vor dem Pferde, dachte er, und versicherte, daß keines etwas zu fürchten habe. Das half aber alle nichts. Nachdem er wohl zehn mahl darum gebeten hatte, kam endlich ein Junge ganz verdrüßlich herbey und hob ihm den Handschuh auf. Nun ritt der Herr Obrist in das Dorf. Als er vor dem Wirthshause hielt, um sich einen Trunk geben zu lassen, weil er sehr durstig war, fand er die Thüre verschlossen. Ist der Wirth nicht zu Hause? fragte er die gaffenden Kinder, die auf der Gasse herum standen. Nein, sagten diese. „Wo ist er denn?“ — Da draußen auf

seinem Krautacker — war die Antwort. Wo ist denn der? fragte er weiter. Gleich vor dem Dorfe! hieß es. Er bat nun eines der Kinder, hinauszulaufen und den Wirth zu holen; aber keines von allen hatte Lust dazu. Was giebt Er mir? fragte ihn endlich ein großer Junge, wenn ich den Wirth hole? und der Herr Obrist mußte ihm erst einen Kaisergroschen versprechen, bis er gieng. Beym fortreiten fragte er den Wirth, wo der Weg auf ein gewisses benachbartes Dorf zugehe? — Reit' Er nur die Gasse hinab, sagte dieser und an der Ecke frage Er nur, da wird mans ihm schon weisen. An der Ecke fragte er wieder. Nur gerade da hinaus! hieß es. Am Ende des Dorfs waren drey Wege, und der Herr Obrist wußte nicht, welcher der rechte sey. Er klopfte an das äusserste Häuschen und bekam den kurzen Bescheid: „Nur auf den Zollstock zu!" — Er sah sich weit und breit um, aber den Zollstock, der wohl eine Viertelstunde weit stehen mochte, konnt' er nicht sehen. Er ritt wieder vor das Häuschen zurück und bat den Schneider, der darin wohnte, nur so weit heraus zu gehen, um mit dem Finger auf den Zollstock hinaus weisen zu können. Herr, da müßt ich mit Ihm bis auf die Höhe hinauf laufen, sagte der Schneider. Reit' Er nur den Weg linker Hand bis zur Walkmühle, dort wird ihm der Müller schon Bescheid sagen! Wie er vor die Mühle kam, gieng eben ein Jude mit seinem Tragkorbe heraus. Bin ich hier auf dem rechten Wege nach dem und dem

Dorfe?

Dorfe? fragte er den Hebräer. Es geht wohl auch ein Weg über die Mühle, sagte dieser; aber von da aus müssen Sie durch den Wald da oben, und da kreuzen so viele Wege durcheinander, daß Sie sicherlich irre reiten. Schon vor dem nächsten Dorfe hätten Sie einen andern Weg einschlagen sollen. — Mit den Worten lief er in die Mühle zurück. — O die boshafte, undienstfertige Nation! sagte der Herr Obrist bey sich selbst, und war unentschlossen, ob er absteigen und in die Mühle gehen, oder wieder ins Dörfchen zurück reiten sollte, um einen Menschen aufzusuchen, der so viel Menschlichkeit besäße, einem Fremdling den Weg zu zeigen. Als er aber so wählte, kam der Jude ohne Tragkorb wieder aus der Mühle. Nur mir nach! sagte er, und begleitete den Herrn wohl über eine halbe Stunde weit durch den Wald. Auf dem Wege beschwerte sich der Herr Obrist über die Undienstfertigkeit der Leute. Ach, sagte der Jude, so machens fast alle Christen in dem Dorfe von dem Sie herkommen.— Alle Fremde klagen darüber. — „Wo seyd denn Ihr her, guter Freund?" — Auch aus dem Dorfe, versetzte der Jude. Wären Sie doch vor mein Haus gekommen! Meine Frau oder eines meiner Kinder hätte Ihnen gewiß den Weg gezeigt, auf dem sie näher geritten und nicht in den Wald gekommen wären! — Nach weitern Gesprächen erfuhr der gnädige Herr, daß eben der undienstfertige Schneider, bey dem er angefragt hatte, zugleich Schulmeister des

Dörfchens sey. — Nun — sagte er mit einem Seufzer — wenn der Lehrer so ein undienstfertiger Mensch ist, dann wunderts mich nicht, wenn seine Schüler ihm gleich sind. — Beym Abschiede wollte er dem dienstfertigen Juden, der die Christen seines Dörfchens beschämt hatte, ein Trankgeld geben, dessen er, seinem armseligen Aufzuge nach, sehr zu bedürfen schien; aber dieser weigerte sich schlechterdings etwas für einen Dienst anzunehmen, den er ohnedieß jedem Fremdlinge schuldig sey, und viele Mühe kostete es, bis er sich überreden ließ, die Belohnung anzunehmen.

Wie gefallen euch nun die Leute des Dorfes?

J. Gar nicht wohl.

Rich. Wer gefällt euch aber unter den Menschen, die ihr bisher auf dem Dörfchen habt kennen gelernt?

J. Der wackere Jude.

Rich. Könnt ihr euch etwas schimpflichers denken als die Rede des Hebräers: „so machens fast alle Christen in dem Dorfe?" — Wollt ihr wohl auch unserm Traubenheim die Schande zuziehn?

A–K. Nein, das wollen wir nicht.

Rich. Wenn Ihr fremder Dienste nöthig habt — was wünscht ihr daß Andre thun sollen?

B. Uns dienen.

Rich. Was sollt und wollt also Ihr thun, wenn Andre eurer Hülfe bedürfen?

J. Alles was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch!

Zehnte

Zehnte Katechisation.

Von Hexen, Nachweisern und Hexenbannern.

(Kinderfr. 1. Th. Nr. 33.)

Der Abergläubige.

Ein Knecht, Namens Fritz, hatte gierig warme Mehlklöße gegessen, die ihm der große Knecht Bartel auf den Teller gegeben, und war davon krank geworden. Vor einiger Zeit hatten sich beyde gezankt, und nun glaubte Fritz, Bartel hätte ihn durch die Mehlklöße behext. Um recht gewiß zu seyn, gieng Fritz zu einem betrügerischen alten Weibe, das im Dorfe wohnte, und fragte dasselbige für zwey Groschen um Rath. Es sprach, wie gewöhnlich, gleich von bösen Leuten, die ihm was angethan hätten rc. Nun meinte Fritz, er hätte recht, und verklagte Barteln bey der Obrigkeit.

Aber diese war verständiger, und suchte die Ursache der Krankheit in der Ueberladung des Magens, durch allzugieriges Essen der heissen Klöße, und ließ Fritzen ein Brechpulver einnehmen.

men. Das alte Weib wurde mit einer schimpflichen Strafe belegt, weil es die Dummheit unter den Leuten beförderte. Fritz aber, der durch bessere Belehrung, und durch den Erfolg des Brechmittels, indessen zu Verstande gekommen war, mußte Barteln die Beschuldigung abbitten, und sich mit ihm versöhnen.

Aus Aberglauben entsteht viel Unglück und Feindschaft unter den Leuten, die sich doch untereinander lieben sollten. Wehe den Betrügern, durch welche dieses Aergerniß kommt! Ein Aergerniß geben, bedeutet hier: etwas thun, wodurch die Menschen ärger oder schlimmer werden.

Richard. Von was für einem Menschen habt ihr eben gelesen, liebe Kinder?

K. Von einem abergläubigen.

Rich. Welche Menschen nennt man abergläubige?

J. „Die, welche etwas für die Ursache einer Wirkung annehmen, die es weder ist noch seyn kann.„ (Kinderfr. 2 Th. Nro. 75. am Ende.)

Rich. Was nennt man Ursache?

J. Das, woraus etwas entsteht.

Rich. Und was nennt man Wirkung?

J. Das, was aus der Ursache entsteht.

Rich. Wer ist die Ursache vom Daseyn der ganzen Welt?

A. Gott.

Rich. Was ist die Ursache vom Tageslicht?

B. Die Sonne.

Rich. Was ist die Ursache vom Ziehen der Wolken?

C. Der Wind.

Rich. So allgemein bekannt sind aber nicht alle Ursachen, und manchmahl sind die wahren Ursachen von gewissen Wirkungen gar nicht gewiß herauszubringen. Es entsteht z. E. plötzlich ein Gepolter im Hause. Das Gepolter muß eine Ursache haben. Aber welche? Man sucht das ganze Haus durch. Man findet keinen Räuber, man sieht keine Katze, man kann nicht errathen was gefallen seyn könnte. Was meynen nun abergläubige Leute, was die Ursache müße gewesen seyn?

E. Ein Gespenst.

Rich. Oder halten doch das Gepolter für eine Vorbe . . .?

E. Für eine Vorbedeutung.

Rich. Eine Kuhe gibt mit Blut untermengte Milch — was ist die Ursache?

J. Eine Krankheit.

Rich. Und was ist die Ursache der Krankheit?

J. Sie kann allerley Ursachen haben.

Rich. Was für welche z. E.?

J. Einen Stoß, oder böses Futter, oder sonst was.

Rich. Abergläubige Leute besinnen sich indeß nicht viel über die Ursachen. Sie glauben geradezu . . . was?

J. Das Vieh sey verhext.

Rich. Fritz war plötzlich krank geworden. Was war die wahre Ursache?

F. Die warmen Klöße, die er gegessen hatte.

Rich. War Fritze wohl auch dieser Meynung?

F. Nein. Er dachte, Barthel, der ihm die Klöße vorgelegt hatte, müsse ihn verhext haben.

Rich. Er irrte sich also . . . worin? . . in der Wirkung?

G. Nein, in der Ursache.

Rich. Und wer bestärkte ihn in diesem Aberglauben?

G. Ein altes Weib.

Rich. Sagte denn diese ausdrücklich von Bartheln?

H. Nein, sie sagte nur überhaupt von bösen Leuten.

Rich. Wie verfiel aber Fritz gerade auf Bartheln?

J. Sie hatten sich zuvor mit einander gezankt.

Rich. Glaubte er wohl seines Verdachtes recht gewiß zu seyn?

K. Ja.

Rich. Woraus schließt ihr das?

J. Weil er Bartheln bey der Obrigkeit verklagte.

Rich.

Rich. Hielt aber die Obrigkeit Bartheln auch für so schuldig?

D. Nein. „Diese war verständiger, und suchte die Ursache in der Ueberladung des Magens, durch allzugieriges Eßen der heißen Klöße.„

Rich. Und was verordnete sie Fritzen gegen seine vermeintliche Verhexung?

G. Ein Brechpulver.

Rich. Und was für eine Satisfaction ließ sie, nach vorhergegangner Cur, dem Großknecht Barthel geben?

E. Fritz mußte ihm abbitten, und sich mit ihm versöhnen.

Rich. Warum aber erst nach der Cur, und nicht sogleich auf frischer That?

J. Fritz sollte erst überzeugt werden, daß er Bartheln Unrecht gethan habe.

Rich. Wodurch wurde er von seinem Unrecht überzeugt?

J. Durch beßre Belehrung und durch das Brechpulver.

Rich. Oder vielmehr durch die gute Wirkung des Brechpulvers. Kam aber auch die Nachweiserin, das böse Weib, welches andre unschuldige Leute verdächtig machte und Mißtrauen erweckte, so gelinde davon?

D. Nein, „das alte Weib wurde mit einer schimpflichen Strafe belegt, weil es Dummheit unter den Leuten beförderte.„

Rich. Und solcher Leute gibt es leider! auch in unsrer Gegend noch mehr als zu viel! — Würdet ihr aber zu solchen eure Zuflucht nehmen?

B. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Wir glauben keine Hexen.

Rich. Warum glaubt ihr keine?

G. Weil es keine gibt.

Rich. Woher wißt ihr das?

A — K. †

Rich. Wenn nun jemand mit euch einen Streit darüber anfienge, wie wolltet ihr denn eure Behauptung beweisen? Damit ist doch offenbar nichts ausgerichtet, wenn jener sagt: ja, es gibt Hexen! und ihr behauptet dagegen: Nein, es gibt keine! — Laßt uns einmahl ordentlich zu Werke gehn! — Woher wollen denn die Leute wissen, daß es Hexen gebe?

J. Aus der Erfahrung.

Rich. Und was verstehn sie unter Hexen?

J. Leute die hexen können.

Rich. Und was soll denn das heisen hexen?

J. Einem was böses anthun.

Rich. Wer einen also bestielt, schlägt, mordet, verläumdet, schimpft, oder einem sonst etwas zu Leide thut, ist eine Hexe oder ein Hexenmeister?

A.

A. Nein.

Rich. Und doch sagtet ihr: die Leute nenne man Hexen, die einem was Böses anthun . . .

G. Eben die, welche einem durch Hexerey was Böses anthun.

Rich. Und was heißt denn: einem durch Hexerey was Böses anthun?

J. Einem durch Teufelskünste etwas Böses anthun.

Rich. Das wäre denn — daß ich mich so ausdrücke, — die anthuende Hexerey. Die Leute träumen aber auch von einer andern Art Zauberey. Wenn abergläubige Menschen ein vermeintlich beschrieenes oder verhextes Stück Vieh haben — zu wem nehmen sie ihre Zuflucht?

B. Zu einem Hexenmeister.

Rich. Und was soll der thun?

B. Er soll den Schaden wieder vertreiben.

Rich. Das wäre also eine vertreibende Hexerey; wo ein Teufel den andern austreibt. — Aber der nämliche Hexenmeister, der die Verhexung vertreiben soll, gibt sich gewöhnlich auch damit ab, den Druthen für ihre Arbeit wieder etwas anzuthun, sie braun und blau zu machen, ihnen ein Auge auszuschlagen u. s. w.; so wie im Gegentheil die Hexen, die sich eigentlich mit der anthuenden Zauberey abgeben, auch die vertreibende verstehn, und einen, den sie krank

gemacht haben, wieder gesund machen können. Hexen hieße also

> durch Beyhülfe gewisser Geister Würkungen hervorbringen, die durch natürliche Mittel nicht hervorgebracht werden können.

Ganz natürlich wär' es z. E. wenn ein mit Läusen geplagter Mensch, das Ungeziefer auch andern anhängte; — gehext wär' es aber, wenn er nur etliche Wörter murmeln oder sonst einen Hokuspokus machen dürfte, und der Andre kröche schon voll Läuse.

In den alten finstern Zeiten schwatzte man von einer schwarzen und von einer weissen Magie, oder Zauberey. Die schwarze Magie, oder das Beschreyen, war Zauberey durch Beyhülfe des Teufels oder anderer Mittelgeister, von denen der Aberglaube gewaltig viel träumte. Die weiße Magie, oder Seegensprecherey, war hingegen Zauberey durch Beyhülfe des göttlichen Namens, wobey besonders die Bibel sehr gemißbraucht wurde.

Wißt ihr aber noch, liebe Kinder, von wem sich der Glaube an Hexen und Hexereyen unter uns Deutschen größtentheils herschreibt?

J. Von den alten Deutschen, welche Heiden gewesen sind.

Rich. Wenigstens sind die Namen Hexen und Druthen altdeutschen Ursprungs und von unsern heidnischen Vorfahren auf uns gekommen. Die Druidinnen

dinnen waren Priesterinnen der alten Deutschen, und also Vorsteherinnen und Gehülfinnen des Götzendienstes. Die Högsen (woraus der Name Hexen, so wie aus Druidinnen der Name Druthen entstanden ist) waren Wahrsagerinnen. Da vor etwa 900 Jahren das Heidenthum in Deutschland in Verfall kam, suchte man dem Volke die Druiden, Högsen und wie die Beförderer und Beförderinnen des heidnischen Aberglaubens hießen, so verhaßt als möglich zu machen. Man stellte die heidnischen Götzen als Teufel, und ihre Diener als Bundesgenossen des Teufels vor. Die ehrwürdigen Namen: Druthe und Hexe, wurden nun also — Schimpfnamen.

Doch, davon einmahl gelegenheitlich mehr, wenn ich euch von unsern heidnischen Vorfahren erzähle! Jetzt wollen wir sehen, woher es doch kommen mag, daß fast alle rohe Völker auf den Hexenglauben verfallen sind. — Wenn ein einfältiger Mensch, der von der Wirkung einer Electrisirmaschine nichts weiß, von ihr einen Schlag bekäme; würde er wohl glauben daß der Schlag, den sie gibt, mit rechten Dingen zugehe?

J. Nein, er würde ihn für Hexerey halten.

Rich. Wenn ihr nichts wüßtet von der Wirkung des Magneten, und jemand striche mit demselben, wie wir es neulich gemacht haben, unter dem Tische und ließe auf demselben Feilspäne tanzen — würdet ihr das für etwas natürliches halten?

A. Nein.

Rich. Für was haltet ihr den Hojmann?

B. Für eine Horneule.

Rich. Und den feurigen Mann . . ?

D. Für einen feurigen Dunst.

Rich. Und für was werden der Hojmann und der Irrwisch von manchen andern Leuten gehalten?

E. Für Gespenster.

Rich. Was also dem einen ganz natürlich zugeht, ist in den Augen des andern ein Wunder. Aus dem allen sehen wir, daß der unwissende und unerfahrne Mensch solche Dinge und Begebenheiten, deren Grund und Beschaffenheit er nicht einsieht, gar zu gerne für Uebernatürlichkeiten annimmt. Kann er aber übernatürliche Wirkungen für Menschenwerk halten?

B. Nein.

Rich. Wem schreibt er sie also zu?

J. Unserm Herr Gott oder dem Teufel.

Rich. Ueberhaupt einem höhern und mächtigern Wesen, als wir Menschen sind, — also: guten und bösen Geistern. Je weniger nun ein Volk denkt; desto leichter glaubt es, daß diese Geister mit manchen Menschen vertraulichen Umgang hätten. Wenn nun das möglich wäre, würdet ihr euch nicht gerne von solchen guten Geistern beystehn lassen? Würd' es euch nicht gefallen, wenn sie euch zukünftige Dinge oder andre verborgne Sachen offenbarten?

D. Ja.

Rich. Und wenn eure Nachbarn glaubten, daß ihr mit dergleichen guten Geistern, oder gar mit Gott selbst so vertraut und bekannt wäret — würden sie euch nicht in besondern Ehren halten? euch mehr als andern Menschen zutrauen?

D. Ja, gewiß.

Rich. Gesetzt also unsre Nachbarn wären der irrigen Meynung — und ein listiger Mann wollte sich bey ihnen in großen Respect setzen — was würde er ihnen weiß machen?

J. Daß er mit guten Geistern einen Bund habe.

Rich. Und so war's auch in dem Alterthume. Die Götzenpriester und Priesterinnen unter den Heiden, rühmten sich z. E., daß sie mit den Göttern sehr vertraut wären, daß diese ihnen beystünden und ihnen künftige Dinge offenbarten. Dadurch kamen sie in gewaltiges Ansehen. Vielleicht bediente sich auch mancher brave Mann der Schwachheit seines Volkes und gab sich für einen Vertrauten der Götter aus, um destomehr Gutes ausrichten zu können. Da nun einmahl die Leute glaubten, man könne mit Göttern und guten Geistern einen Bund machen, was war nun natürlicher, als daß sie auch glaubten . . . . . Was meynt ihr wohl . . ?

J. Daß man auch mit bösen Geistern einen Bund machen könne.

Rich. Und wenn man jemand in Verdacht hatte, daß er mit bösen Geistern im Bündnisse stehe, wird man den nicht gefürchtet haben?

G. Ja wohl.

Rich. In meiner Jugend kannte ich eine alte Frau, die war im ganzen Dorfe als Hexe verrufen. Nicht um hundert Gulden wär' ihr der böse Ruf feil gewesen; denn sie hatte ihren Spaß daran, daß sich alles vor ihr fürchtete und daß ihr jedermann schenkte, was nur zu schenken war, um sie bey gutem Willen zu erhalten. Und so war es wohl auch schon in den ältesten Zeiten. — Manche waren vielleicht so schelmisch, und lehrten Andre, die auch hexen lernen wollten, allerley alberne Segensprechereyen, Zeichen und andre Hokuspokus fürs Geld, oder zum Spaße, und diese glaubten dann wirklich hexen zu können.

Von einem braven Geistlichen hörte ich einmahl erzählen, daß er in seiner Jugend, als Schüler in Nürnberg, Fausts Höllenzwang gelesen, sich darüber halb zu todt gefürchtet und länger als Jahr und Tage geglaubt habe, daß er nun Geister citiren könne. Nur hatte er nicht das Herz, das Ding zu probiren. Ein andrer Schüler überredete ihn endlich, nur Eine Probe zu machen — und siehe da — ! Was meint ihr was geschehen ist . . . ?

A — K. Das wissen wir nicht.

Rich. Ein erschröckliches Gepolter kam auf einmal die Bodentreppe herab und vor der Thüre, wo die

Schüler

Schüler gezaubert hatten, lag — — erschreckt nicht Kinder! — der Länge lang ein großer — Backtrog, den die Hausmagd vom Boden herabtragen sollte, der ihr nun aus der Hand glitschte und die Treppe hinab bis vor die Thüre rumpelte. — Hätte nun der Mann, von dem ich eben erzählte, keine Probe gemacht, die ihn überzeugt hätte, daß es mit dem Zauberwesen nichts ist, und wär' er sonst nicht darüber aufgeklärt worden — was würde er wohl bis ins Grab hinein geglaubt haben?

J. Daß er Geister citiren könne.

Rich. Andre einfältige Leute probirten wohl allerley so dummes Zeug auch, wurden vielleicht aber dadurch in ihrem Aberglauben bestärkt und glaubten nur noch zuverläßiger, daß sie hexen könnten. Es macht z. Ex. jemand Hokuspokus, um eine Hexe zu citiren; er kocht, Gott weiß was, in einer Pfanne nnd murmelt Gott weiß was dazu. Gerade kommt eine verdächtige Frau, um etwas zu borgen; und der alberne Hexenbanner . . . . was glaubt der nun wohl . . ?

J. Sein Gekoch sey daran Schuld, daß die Frau gekommen ist.

Rich. Wird der also durch die Probe von seinem Hexenglauben abgebracht?

B. Nein.

Rich. Er glaubt vielmehr, daß er selber hexen könne. Und wer weiß, ob nicht die verdächtige Frau das nämliche von sich selbst glaubt. So ließe sich

 man-

mancher darauf verbrennen, daß er den Wurm am Finger, die Gelbsucht, rothe Augen, Brüche und alte Schäden durch Sympathie vertreiben könne, wenn gleich an all seinen Künsten nichts ist. Was zufällig eintrifft, das schreibt er seinen albernen Mitteln zu. Doch, davon ein andermahl! Jetzt laßt uns von den vorgeblichen Hexereyen selbst reden. Was heißt hexen und zaubern?

J. Durch geheime Künste Dinge hervorbringen, die durch natürliche Mittel nicht hervorgebracht werden können.

Rich. Richtig! — Sagt mir, Kinder, durch welches natürliche Mittel seyd ihr zu mir in die Schule gekommen?

J. Wir sind eben herein gegangen.

Rich. Also nicht auf einem Besen oder auf einer Ofengabel durch die Luft herein geritten, wie die Hexen auf den Blocksberg?

A–K. (lächelnd) Nein.

Rich. Und da ihr vor die zugemachte Thüre kamt, was thatet ihr da?

J. Wir haben sie eben aufgemacht.

Rich. Haben wohl Hexen das auch nöthig — brauchen sie die verschloßnen Thüren auch erst zu öffnen?

A. (lächelnd) Nein, die schlüpfen durchs Schlüsselloch.

Rich. Habt ihr das nicht auch schon probirt?

J. Das müßt' ein Schlüsselloch wie ein Faßthürchen seyn.

Rich. Warum das? Die Hexen sind ja noch größer als ihr, und doch geht's wie der Wind durchs kleinste Schlüsselloch. . .

A–K. (lächeln.)

Rich. Soll ich euch erst beweisen, daß es höchst lächerlich ist, zu glauben, daß ein Mensch auf einem Besen durch die Luft reiten, oder mit Haut und Haar durch ein Löchelchen schlüpfen könne, durch das man nicht einmahl den kleinen Finger bringen kann?

A–K. Das braucht man nicht erst zu beweisen.

Rich. Vielleicht schlüpft also nur der Geist durch, und der Körper bleibt zu Hause mausetodt auf dem Bette liegen?

J. Wie kann denn der Geist aus dem Leibe heraus?

Rich. Und was sollen denn, nach der Meynung abergläubiger Leute, die Druthen in fremden Schlafkammern machen?

F. Die Leute drücken.

Rich. Wenn aber blos der Geist in die Schlafkammer kommt . . . kann der drücken?

J. Nein, er kann nicht drücken.

Rich. Aber die Leute fühlen es doch. — Habt ihr noch nie erzählen gehört, daß einen die Druthe gedrückt habe?

E. Ja wohl.

Rich. Nun, die Leute, die so was erzählen, werden doch nicht alle lügen?

J. Nein; aber sie wissen nur nicht, was sie gedrückt hat.

Rich. Und was könnte sie wohl anders gedrückt haben als eine Druthe?

J. Es kann ihnen nur so geträumt haben.

Rich. Oder es war ein plötzliches Stecken auf der Brust — eine Hemmung des Geblüts. Dieß widerfährt besonders gern solchen Leuten, die es in der Gewohnheit haben auf dem Rücken zu liegen und im Schlafe die Hände über den Kopf zu schlagen. — Aber manche behaupten wohl gar die Druthe gesehen zu haben. . .

J. Der Himmel weiß, was denen vor den Augen war!

Rich. Ihr ganzes Gesicht war gewöhnlich bloßes Traumgesicht; oder sie erwachten im Schrecken — und was hört und sieht man nicht alles in der Angst? — Was ganz natürlich zugeht, muß da Hexerey seyn. — Eben so bey Krankheiten! Das gefraischhafte, oder mit der englischen Krankheit behaftete Kind ist beschrieen; die kranke Kuhe hat einen Schuß von bösen Leuten bekommen u. s. w. — Närrische Welt! — Sagt mir doch, Kinder, wie beschreyt man denn?

A–K. Das wissen wir nicht.

Rich. Ich auch nicht; das aber weiß ich, daß die ganze Kunst blos in einem leisen Gemurmel besteht.

Was

Was das nicht für grausame Wörter seyn müssen, die man nur so in den Bart murmeln darf, und die Leute werden schon krumm und lahm davon! — Glaubt ihr, oder glaubt ihr nicht, daß man die Leute auch blos durch Worte krank machen könne?

J. Ja, wenn man sie mit Worten recht erzürnt oder erschreckt.

Rich. Richtig! und das geht auch ganz natürlich zu. Wenn ich aber von den Wörtern, die das alte Weib murmelt, keine Sylbe höre und verstehe, kann ich mich darüber ärgern?

D. Nein.

Rich. Kann das ein kleines unmündiges Kind?

D. Noch weniger.

Rich. Und auf welch andre Art könnten einen wohl bloße Wörter und Abrakadabras krank machen? — Ist das nicht eben so lächerlich, als wenn man sich mit Salz und Brod gegen dergleichen gefährliche Wörter waffnen will? Das letztere ist so abgeschmackt, wie wenn einer vor Amte verklagt würde, und Salz und Brod in den Sack nähme, damit ihm die Klage nicht schaden möge. Doch, gegen närrische Händel gehören auch närrische Mittel.

Bey der Gelegenheit fallen mir die Stallbehüter ein, die gegen die Hexen und Druthen die Ställe ausräuchern, Kreuze an die Bahren und Wände machen und Gott weiß was unter die Stallthüren graben. Desgleichen die Fallmeister und Hexenbanner, welche

die Hexen braun und blau prügeln, ihnen ein Auge ausschlagen und was sie sonst noch mit ihnen vornehmen. — Ist denn das auch gehext, wenn man Leute prügelt oder ihnen die Augen ausschlägt?

J. Nein; aber die Hexenmeister schlagen nicht auf die Hexe, sondern auf einen Sack, und doch soll es die Hexe fühlen.

Rich. Richtig! Wißt ihr aber etwas tolleres? Würdet ihr nicht alle lachen, wenn ich einen von euch in seiner Abwesenheit züchtigen wollte, und prügelte allenfalls meinen Büchsensack herum?

A. Das wäre wohl lächerlich!

Rich. Aber eben fällt mir ein: wenn der Hexenbanner die Druthe braun und blau schlagen oder ihr ein Auge ausstechen will: so muß er gewöhnlich ein Kleidungsstück, und sollt' es nur ein Läppchen seyn, oder ein wenig Haar, oder sonst etwas von ihr haben, — und das ist freylich etwas anders . . .

J. Das hilft ja auch nichts dazu.

Rich. Gesetzt ich ließe den Rock des bösen Jungen, der Schläge verdient hätte, von ihm abholen und prügelte auf diesen: würde er es dann mehr fühlen, als wenn ich meinen Büchsensack auspeitsche?

E. Eben so wenig.

Rich. Allerdings! denn was hätten der Lappen oder das Haarbüschelchen für einen Zusammenhang mit der Person, von der sie genommen sind? — Wenn indeß so ein Nachweiser oder Hexenbanner versprochen

hat,

hat, der Druthe ein blaues Auge zu schlagen, und der einfältige Mann, der sich an ihn gewandt hat, sieht allenfalls eine Frau mit einem blauen Auge, oder hört, daß eine mit verbundnem Kopfe im Bette liege, wer muß das nun gethan haben?

F. Der Hexenbanner.

Rich. Und wer muß die Druthe seyn?

G. Die Frau, welche ein blaues Auge hat.

Rich. Und das kann ja auch von nichts anderm kommen. —

H. Warum nicht? Die Frau kann sich ja gestossen haben, oder kann von sonst jemand geschlagen worden seyn.

Rich. Ihr seht daraus, liebe Kinder, daß in Ansehung des Hexenglaubens alles auf irrige Begriffe von den Ursachen der Wirkungen hinausläuft. Davon wollen wir morgen miteinander reden. Was aber die Beweise anlangt, welche man aus der Bibel für das Daseyn der Hexen und Hexenmeister hernimmt, so habe ich euch schon mehr als einmahl gesagt, 1) daß die Hexen und Zauberer, deren in der Bibel gedacht wird, im Grunde betrachtet nichts als schlaue Betrüger waren; 2) daß die Nachrichten von ihnen keine Glaubensartikel sind und in vielem Anbetrachte bezweifelt werden können; endlich 3) daß, troz all diesen Geschichten, wenigstens so viel ausgemacht ist, daß es in unsern Tagen keine Hexen und Zauberer mehr gibt. Einem Menschen aber, der keine gesunde Vernunft, kei-

ne Erfahrung, und keine gescheide Schriftauslegung will gelten lassen, und sich immer blindlings auf die Zauberer von Aegypten, auf die Hexe von Endor und auf die Teufelsbesitzungen im Neuen Testamente beruft, dem könnt ihr nicht besser als mit den Worten der Schrift antworten: Christus hat dem Teufel die Macht genommen! Ebr. 2, 14.

Eilfte Katechisation.

Ueber Beschädigungen, Heilungen und Künste durch Sympathie.

(Kinderfr. 2 Th. Nr. 75.)

Richard. Gestern, liebe Kinder, haben wir mit einander über das leidige Hexenwesen geredet. Wißt ihr noch was das heißt: hexen?

J. Ja: . . . Durch Beyhülfe gewisser Geister Wirkungen hervorbringen, welche durch natürliche Mittel nicht hervorgebracht werden können.

Rich. Richtig! Der Glaube an dergleichen Uebernatürlichkeiten und Teufeleyen ist indeß für viele Menschen allzu unverdaulich, als daß sie damit zufrieden seyn könnten; und doch können sie des Aberglaubens nicht ganz los werden. Statt der Teufelskünste

nehmen

nehmen sie also sympathetische Mittel an, die zwar natürlich zugehen sollen, im Grunde genommen aber eben so unnatürlich sind, als die leidige Hexerey. Ich möchte daher den Glauben an sympathetische Beschädigungen, Heilungen und Künste für Geschwisterkind mit dem Hexenglauben halten. — Wißt ihr aber wohl, Kinder, was ich unter Sympathie und sympathetisch verstehe?

A—K. Nein.

Rich. Nun so sollt ihr's erfahren, wenn ihr das Gespräch gelesen habt, das Nr. 75 im zweyten Theile des Kinderfreunds steht. Leset einmahl!

Ich habe mich in der Ursache geirrt.

Wenn ich nur einen Lappen von einem Gehenkten hätte, um meine Pferde damit „täglich abzuwischen; dann sollten sie schon zunehmen und gedeyen!„ So sprach Fritz zu einem verständigen Herrn, bey dem er eben als Knecht in Dienste gekommen war. Als ihm nun der Herr dieses widerlegte: so führte Fritz das Beyspiel von einem Knechte in dem Dorfe an, wo er zu Hause gehörte. Dieser Knecht, erzählte Fritz, wäre auch zu einem Gespann magerer Pferde gekommen; aber er sey bald des Nachts zu einem Galgen gelaufen, und habe dort dem Gehenkten einen Lappen abgerissen; und als er die Pferde damit täglich gewischt, so wären sie,

zur

zur Verwunderung aller Leute, immer kräftiger und fleischichter geworden. Also meynst du, Fritz, sprach der Herr, daß wirklich bloß der Lappen vom Gehenkten die Pferde fett gemacht habe?

Fritz. Ja Herr, was sonst? Vorher waren sie so schlecht, daß sie nicht gehen konnten.

Herr. Wenn du willst, so will ich dir von dieser thörichten Meynung helfen. Antworte mir nur auf meine Fragen: Hatte der Knecht, der den Lappen des Nachts vom Galgen holte, seine Pferde lieb?

Fritz. Ja Herr. Sonst würde er sich die Mühe nicht gegeben haben.

Herr. Wer die Pferde liebt, und wünscht, daß sie zunehmen sollen, läßt der sie etwa auch hungern und dursten? oder überjagt er sie? oder lädt er mehr auf, als sie ziehen können? — oder gibt er ihnen unreines, schlechtes Futter, oder zur Unzeit, wenn es ihnen schadet? — oder läßt er sie ungeputzt auf unreiner Streu in ihrem Miste verderben?

Fritz. Nein, Herr, das wäre ein schlechter Knecht.

Herr. Da nun der Knecht, von dem du sagtest: er hätte sich nicht gescheut, aus Liebe zu seinen Pferden, des Nachts vom Gehenkten heimlich einen Lappen zu holen, damit eine so große Probe seiner Liebe zu den Pferden gab; meynst

du,

du, daß er nicht auch an diese letztern Stücke werde Fleiß gewendet haben? Und wenn das ist, was ist natürlicher, als daß die Pferde, die bey dem vorigen Knechte, der vermuthlich keine Liebe zu seinem Viehe trug, abgenommen hatten, bey diesem Knechte, der sie so gerne empor bringen wollte, wieder in Aufnahme gekommen sind? Gewiß, Fritz, der Lappen half weiter nichts, als das er den Vorsatz des Knechts bewies und bestättigte, nämlich seine magern Pferde durch alle nur mögliche Mittel wieder zu Fleisch und Kräften zu bringen.

Fritz. Herr, ihr werdet wohl recht haben. Aber in meinem Dorfe glaubten alle Leute, daß es der Lappen gethan hätte. —

Was der Mensch recht ernstlich will, das richtet er auch aus, wenn er kann. Wenn man nun vielerley Mittel zugleich braucht, und es erfolgt, was man wünscht: so ist's ein gewöhnlicher Fehler der meisten Menschen, daß sie dem unwahrscheinlichsten Mittel, wenn es nur etwas besonders an sich hat, diesen Erfolg zuschreiben. Das heißt, sie nehmen etwas für die Ursache einer Wirkung an, die es weder ist, noch seyn kann.

Richard. Das Gespräch ist so gemein verständlich, daß ich nichts zu erklären brauche. *) Also nur etliche Worte darüber! — Womit wollte der abergläubige Knecht seinen magern Pferden wieder auf die Beine helfen?

A. Mit einem Lappen von einem Gehenkten.

Rich. So sollten wohl die Pferde den Lappen fressen?

B. Er wollte sie nur damit abwischen.

Rich. Also wahrscheinlich sie nur damit rein machen?

C. Nein, dazu hätte jeder Lappen gut gethan.

Rich. Welchen andern Nutzen könnte aber wohl das Abwischen mit dem Lappen haben?

D. Keinen.

Rich. Welchen versprach sich aber der abergläubige Knecht davon?

D. Daß die Pferde stark werden sollten.

Rich. Wovon wird man denn stark?

E. Vom Essen und Trinken.

Rich. Und wie geht das zu?

J. Von dem Essen und Trinken geht ein Theil in das Blut über, und wird zu Fleisch und Bein.

Rich.

*) In den 2ten Theil des Gregorius Schlaghart, S. 187 u. f f. habe ich eine vollständige Katechisation über diese Numer eingerückt, aus der auch ein Theil hier eingewebt ist, weil doch wohl nicht alle Leser dieser Unterhaltungen auch jenes Buch besitzen.

Rich. Ist das natürlich oder übernatürlich?

J. Natürlich.

Rich. Allerdings. Eben so natürlich, als daß die Bäume von dem Safte, der durch die Wurzeln in sie dringt, wachsen, weil sich die Säfte in Holz, Rinde, Blätter ꝛc. verwandeln. Wovon sollte aber der Baum wachsen, wenn sich nichts in ihm ansetzte, wenn keine Feuchtigkeit in seine Wurzeln und Blätter dränge, wenn man etwa nur einen Lappen um seinen Stamm bände?

J. Das weiß ich nicht.

Rich. Weißt du aber das Sprichwort: aus nichts wird nichts?

J. Ja, das weiß ich.

Rich. Wende mir's einmahl auf den wundervollen Lappen an, den der Knecht, von dem ihr gelesen habt, vom Galgen holte.

J. Wenn von dem Lappen nichts in die Pferde kam: so konnten sie auch nicht stärker davon werden.

Rich. In dem Lappen hätte also eine geheime Kraft stecken müssen, welche gemacht hätte, daß das Futter besser anschlug. Nicht wahr?

A — K. Ja.

Rich. Und von wem wäre diese geheime Kraft in den Lappen gekommen?

F. Von dem Gehenkten.

Rich. Das wäre demnach die erste Unbegreiflichkeit. Die zweyte aber ist noch übernatürlicher. Welche meynt ihr wohl?

A—K. †.

Rich. Begreift ihr denn, wie der Lappen in den Magen hinein wirken soll?

G. Das begreift man nicht.

Rich. Und doch müßte er durch alle Adern und Gedärme bis in den Magen hinein wirken, wenn dadurch die Verdauung befördert und das Pferd stärker gemacht werden sollte. — So unbegreiflich sind indeß alle sympathetische Mittel; denn bey allen wirken zwey Dinge auf einander, die einander nicht berühren und deren Zusammenhang sich nicht einsehen läßt. Bekanntlich müssen zwey Körper oder Dinge, die auf einander wirken sollen, sich entweder mittelbar oder unmittelbar berühren. Versteht ihr mich?

A—K. Nicht recht.

Rich. Nun, so will ich's euch erläutern. Wenn ihr Kegel schiebt, so wollt ihr, vermittelst der Kugel, die Kegel berühren. Nicht wahr?

F. Ja.

Rich. Was ist denn nun das Mittel, wodurch ihr sie berührt?

G. Die Kugel.

Rich. Wie berührt ihr sie also — mittel- oder unmittelbar?

H. Mittelbar, nämlich durch die Kugel.

Rich.

Rich. Wenn ihr aber die Kegel mit der Hand umwürfet . . . ?

J. So berührten wir sie unmittelbar.

Rich. Und wenn zuweilen die Kugel nur eines Messerrückens oder Fingers breit vor dem Kegel vorbey saußt — durch welche Mittelsache wird in dem Falle der Kegel zuweilen aus der Stelle gerückt, oder gar umgeworfen?

J. Durch den Wind.

Rich. Wenn ihr schreibt — mit welchem Werkzeuge berührt ihr das Papier?

J. Mit der Feder.

Rich. Wenn ihr aber blos in der Luft mit der Feder herumführt, würden dann auch Buchstaben auf das Papier kommen?

H. Nein.

Rich. Warum nicht?

H. Weil wir das Papier nicht mit der Feder berührten.

Rich. Gesetzt aber ihr fändet auf dem Wege einen Menschen, der machte allerley Figuren in die Luft. Was machst du denn da? fragtet ihr ihn. — „Je was werd' ihr wohl machen? Seht ihr denn nicht daß ich schreibe?„ — Schreiben? — wo hast du denn das Papier? — „Das liegt zu Hause auf dem Tische!„ — Wie in aller Welt kommen aber die Buchstaben auf das Papier, das wohl 300 Schritte von dir zu Hause liegt? — „Versteht ihr denn das nicht?

Die Buchstaben marschiren sammt der Dinte alle durch die Luft auf das Papier hin.„ — Was dächtet ihr wohl von einem Menschen, der so ein Gespräch mit euch hielte?

J. Entweder hält er uns für Narren, oder ist selber ein Narr.

Rich. Denken die Leute aber auch so, wenn sie hören daß der Schmid zu Dunkelhausen ein Stuhlbein verbindet und dadurch einen schadhaften Fuß zu Dummdorf kuriren will?

J. (lächelnd) Nein. Sie meynen das seye was ganz gescheides.

Rich. Gibt es denn wirklich Menschen, die so curiren und sich so curiren lassen?

J. Ja wohl.

Rich. Und nun, liebe Kinder, kann ich euch sagen, was sympathetische Mittel sind. Sympathie heißt auf Deutsch so viel als Mitempfindung. Schon der Name ist eine halbe Erklärung. Indem man z. E. das Stuhlbein verbindet, soll es der kranke Fuß mitempfinden. Während etwas Gewisses in der Rinde eines Baumes verwächst, unter der Dachtraufe vermodert, im fließenden Wasser fortschwimmt, im Backofen verbrennt oder im Schornsteine geräuchert wird, soll eine Krankheit, die man dadurch vertreiben will, aufhören — folglich soll die Krankheit eine Mitempfindung haben. Nur ein Paar Exempel! Man drückt drey Erbsen auf eine Warze, wirft die drey Erbsen hin-

ter sich in den Backofen und läuft davon. Die Erbsen verbrennen. Das soll die Warze mit empfinden und davon aussterben!! — Ein Mensch, mit dem Rothlaufe behaftet, wirft einen alten Besen hinter sich ins Feuer und läuft schnell davon, daß er das Knistern nicht hört. Das Rothlauf soll eine Mitempfindung haben und — weg seyn!! — Sympathetisch nennt man daher alle Mittel, von welchen sich gar kein Zusammenhang mit dem Dinge, auf welches sie wirken sollen, denken läßt — deren Wirkung man daher durch eine unbegreifliche Mitempfindung erklären will. Von dieser Art wäre denn auch das Mittel gewesen, welches der Knecht anwenden wollte, von dem ihr gelesen habt.

Wodurch sucht man denn aber zu beweisen, daß diese wunderbaren Mittel wirklich helfen?

J. Durch die Erfahrung.

Rich. Hat man denn aber auch gewisse Erfahrungen?

J. Nein.

Rich. So glaubst du also nicht, daß schon oft nach dem Gebrauche solcher Mittel die Wirkung erfolgt ist, die man von ihnen gehofft hat?

J. Ja, das glaube ich wohl; aber die Mittel waren nicht daran Schuld.

Rich. Sage mir ein Exempel.

J. Ein solches haben wir eben erst gelesen.

Rich. Und welches denn?

J. Ein Knecht wischte seine magern Pferde mit einem Lappen von einem Gehenkten, und das ganze Dorf glaubte, daß die Pferde davon stark geworden seyen.

Rich. Was war aber die eigentliche Ursache? —

J. Daß der Knecht die Pferde gut hielt.

Rich. Mir fällt darüber wieder das Verbinden eines Stuhlbeins ein, von dem wir vorhin gesprochen haben. Wißt ihr wohl, wie man es da macht?

J. Man thut eben auf einen Lappen ein wenig Blut von dem schadhaften Beine, wickelt den Lappen um das Stuhlbein, und verbindet es alle Tage.

Rich. Richtig! Man streut auch sogenanntes sympathetisches Pulver aufs Bein und auf den Lappen; aber eine Hauptsache hast du vergessen. Was macht man denn mit der Wunde selbst?

J. Man bindet sie wohl auch zu.

Rich. Natürlich; denn wenn man Wunden nicht verbände und das Fleisch nicht an einander fest machte: so könnten die Ränder (Lippen) der Wunde unmöglich zusammen heilen, ohne eine grosse Schramme zurück zu lassen. Nicht zu gedenken, daß die Luft der unverbundenen Wunde höchst schädlich seyn würde. Verbinden muß man also den schadhaften Fuß so wohl als das Stuhlbein. Wenn denn nun die Wunde heilt — welchem Verbande schreibt der Aberglaube die Heilung zu?

J. Dem Verbande des Stuhlbeins.

Rich. Welcher aber ist die wahre Ursache?

B. Der Verband des Fußes.

Rich. Vielleicht thut auch das sympathetische Pulver gute Dienste — glaubt ihr das?

J. Ja. Das nämlich, welches man auf den Fuß streut; aber nicht das auf dem Stuhlbeine.

Rich. Wollt ihr wohl also auch so albern seyn und dergleichen Heilungen so unnatürlichen Ursachen zuschreiben?

D. Nein.

Rich. Vielleicht aber geht es doch eben so natürlich zu, wie bey dem Magnet, bey welchem man auch nicht einsieht, wie es mit seinen Wirkungen zugeht. — Was hat denn der Magnet für eine Eigenschaft?

E. Er zieht Eisen und Stahl an sich.

Rich. Und was hat die damit bestrichne Spitze der Magnetnadel, von der auch in eurem Kinderfreunde Nr. 73 steht, für eine Eigenschaft?

K. Sie dreht sich immer gegen Norden.

Rich. Und woher kommt das?

A–K. Wir wissen es nicht.

Rich. Ich auch nicht. Könnte man denn nun nicht sagen: mit den sympathetischen Mitteln ist's eben so — man kann eben auch nicht erklären, wie es zugeht?

A–K. †.

Rich. Sagt mir, Kinder, wenn die Magnetnadel sich nur manchmahl gegen Norden wendete; zu

 andern

andern Zeiten aber, wenn man sie in Bewegung setzt, bald gegen Süden, bald gegen Osten, bald gegen Westen stehn bliebe; könnte man dann sagen: in ihr steckt eine geheime Neigung, sich gegen Mitternacht zu kehren?

C. Nein.

Rich. Und wenn erst der, welcher den Compaß besitzt, das Stellen desselben für eine geheime Kunst ausgäbe — wenn nur unter seiner Hand der kleine Zeiger gegen Norden sich wendete? . . .

J. Dann würde man es gar für Betrügerey halten.

Rich. Gehört denn aber eine geheime Kunst dazu, um den Magnet zu gebrauchen?

B. Nein. Es ist einerley wer ihn hält.

Rich. Und bey den Proben die man damit macht — kann man da wohl noch zweifeln, ob der Magnet oder etwas andres an den Wirkungen Schuld sey?

G. Nein.

Rich. Ist das aber bey den sympathetischen Mitteln auch so ausser Zweifel?

J. Nein, da kann immer auch etwas anderes Schuld seyn.

Rich. Besser: da kann immer auch etwas anderes die Wirkung hervorgebracht haben.

Mir fällt darüber ein sehr gemeines sympathetisches Mittel ein, durch welches man Tauben einzugewöhnen pflegt. Wißt ihr es auch? . . .

J.

J. Ja. Man rupft der Taube 3 Federn aus und zweckt sie in dem Taubenschlag ein. *)

Rich. Und wozu soll das helfen?

B. Daß die Tauben nicht davon fliegen.

Rich. Recht! Nun fliegen sie wenigstens nicht ganz davon.

J. Ja wohl. So bleiben doch drey Federn zurück.

Rich. Indeß glauben viele Taubenvögte, daß die Tauben einen geheimen Zug nach den eingezweckten 3 Federn hätten und nicht von ihnen ganz wegbleiben könnten. Wenn denn nun die Tauben gut eingewohnen — was muß nach dem Urtheile der abergläubigen Leute, welche von ihnen Federn eingezweckt haben, daran Schuld seyn?

D. Das Einzwecken der Federn.

Rich. Ist das aber die wahre Ursache?

F. Nein; sondern die Kameradschaft.

Rich. Oder das gute Futter, das man ihnen vorgeworfen hat; oder daß man sie mit den schon eingewohnten Tauben eine Zeitlang zusammen gesperrt hat ꝛc. — Eben so, und noch toller, ist das sympathetische Mittel, wodurch man Obstbäume tragbar machen will. Was thun da manche abergläubige Leute, am Christabende, unter dem Feyerabendläuten?

H. Sie binden um jeden Baum ein Strohseil.

Rich.

*) d. i. man bohrt ein Loch, steckt die 3 Federn hinein und befestigt sie mit einem hölzernen Zweck.

Rich. Und wozu soll das helfen?

H. Daß der Baum trägt.

Rich. Und nun trägt er ja wirklich etwas.

K. Ja — ein Strohseil, aber kein Obst.

Rich. Sollt' es denn nie viel Obst an solchen mit Stroh geschmückten Bäumen gegeben haben?

K. Ja, wenn es zugetroffen hat.

Rich. Läßt sichs denn begreifen, wie das Strohseil und der Christabend, und das Feyerabendläuten auf die Fruchtbarkeit des Baumes wirken sollen?

G. Nein.

Rich. Begreift ihr aber, wie es zugeht, daß die Bäume vom Umgraben, vom Düngen, vom Ausputzen, vom Wegschaffen des Mooses und der Raupennester, vom Wegfangen der Schmetterlingsweibchens von der Blütenraupe ꝛc. fruchtbarer werden?

A. Das läßt sich wohl begreifen.

Rich. Wenn nun jemand nebst diesen vernünftigen Mitteln, auch das unvernünftige, davon wir geredet haben, angewandt hat, und seine Bäume sind besonders fruchtbar — welchen Mitteln schreibt er die Fruchtbarkeit zu?

J. Den Unvernünftigen.

Rich. Wer sich nun aber auf diese unvernünftigen Mittel allein verließe — würde dem nicht sein Aberglauben zuweilen großen Schaden bringen?

A. Ja, gewiß.

Rich. Warum?

B. Weil er die rechten Mittel nicht anwendete.

Rich. Wenn jemand an der Gelbsucht darnieder läge und wollte sich blos mit dem sympathetischen Mittel helfen, daß er aus einer ausgehölten gelben Rübe (Mähre) tränke, und diese dann in den Schloth (Rauchfang) hängte — wäre ihm das schädlich?

E. Ja, es wäre ihm schädlich.

Rich. Sollte es denn so schädlich seyn, aus einer holen gelben Rübe zu trinken?

J. Das wäre wohl nicht schädlich; aber schädlich würde es seyn, wenn man sich darauf verließe und keine Arzneyen gebrauchte.

Rich. Wenn jemand das große Unglück hätte, von einem wüthenden Hunde gebissen zu werden, und er ließe sich eine mit allerley Buchstaben beschriebene Brodrinde dagegen eingeben, und verließe sich auf dieses sympathetische Mittel? . .

J. So könnte er wüthend werden.

Rich. Wenn er aber gleich die Wunde ausschnitte; oder brennen ließe; oder mit Schießpulver oder Schnupftoback einriebe; oder Blasenpflaster darauf legte, so daß von dem giftigen Speichel nichts in das Blut käme — wäre das besser?

B. Ja wohl; das könnte helfen.

Rich. Wenn er aber neben einem dieser Mittel auch die sympathetische Brodrinde einnähme — welchem Mittel würde der Mensch, wofern er abergläubig genug ist, seine Errettung zuschreiben?

E.

C. Ohne Zweifel der Brodrinde.

Rich. Wenn er aber ausser der Brodrinde nichts gebrauchte — mußte er dann nothwendig die Wuth bekommen?

H. Nein.

Rich. Man hat wirklich Fälle, daß Leute von Hunden gebissen worden sind, die höchst wahrscheinlich wüthend waren; sie gebrauchten gar nichts, und bekamen die Wuth doch nicht. Gesetzt also, dieser Fall trifft bey einem Menschen ein, der eine solche Brodrinde genommen hat — was rühmt der nun..?

C. Daß ihm die Brodrinde wirklich geholfen habe.

Rich. Auf diese Art kommen viele sympathetische Mittel in großen Ruhm. Darf man sie demnach für probat halten, weil uns leichtgläubige Leute versichern, daß sie ihre Wirkung aus der Erfahrung hätten?

J. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Weil sie in der Ursache und Wirkung eben so irren, wie der Knecht, von dem wir gelesen haben.

Zwölfte

Zwölfte Katechisation.

Ueber das Gespensterwesen.

(Kinderfr. 1. Th. Nr. 32 und 2. Th. Nro. 77.)

Der Furchtsame.

Ein Schlotfegergeselle gieng spät zurück nach der Stadt. Ihm begegnete Hans, den sein Herr mit Pflugeisen nach der Stadt geschickt hatte, daß er sie sollte schärfen lassen. Als nun beyde an der Ecke eines Wäldchens zusammentrafen, da erschrak Hans gewaltig; denn er war von seinen unverständigen Aeltern wenig zur Schule gehalten worden, und hatte daher von der Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens, und daß es durchaus und überall keine Gespenster und Hexen gäbe, nichts gehöret. Er warf also die Pflugeisen eilig weg, sprang und lief, so schnell er konnte, über Gräben und Zäune nach Hause. Der Schlotfegergeselle, der seiner Furcht spottete, hob die Pflugeisen auf. Als Hansens Herr nach den Eisen fragte, waren sie nicht da, und Hans hatte sich so erhitzt, und geängstet, daß er ein Fieber bekam, woran er beynahe gestorben wäre. Er blieb beständig dabey,

bey, er hätte ein schwarzes Gespenst gesehen. Nach einiger Zeit schickte des Schlotfegers Herr dem Bauer die Pflugeisen wieder. Die Geschichte kam an den Tag, und Hans wurde von Kindern und Alten verlacht, und seiner kindischen Furcht wegen verachtet.

Furcht ist beständig bey Unwissenheit und Aberglauben. Weish. 17, 6. 12. 13.

Richard. Wie hieß der furchtsame Mensch, von dem ihr gelesen habt, liebe Kinder?

A. Hans.

Rich. Und wovor fürchtete er sich?

B. Vor einem Schlotfeger.

Rich. Warum denn vor einem Schlotfeger?

C. Weil er ihn für ein Gespenst hielt.

Rich. Wie leicht kann man aber auch einen schwarzen Schlotfeger für ein Gespenst halten! So was könnt' Euch allen eben so leicht wiederfahren, als dem furchtsamen Hans.

J. Nein, das kann uns nicht so leicht wiederfahren, weil wir wissen, daß es keine Gespenster gibt.

Rich. Was sollen denn die Gespenster seyn?

J. Geister.

Rich. Und zwar besonders Seelen von verstorbnen bösen Menschen; oder auch von solchen, die einen Schatz vergraben haben und nun wegen des verscharr-

ten Geldes nicht ruhen können. — Habt ihr schon Menschen sterben gesehen, Kinder?

D. Ja.

Rich. So habt ihr wohl auch die Seele aus dem Körper herausfahren sehen?

E. Die Seele sieht man ja nicht.

Rich. Wenn aber die Gespenster Seelen verstorbener Menschen sind: so müssen ja die Seelen sichtbar seyn — wie könnte man sonst Gespenster sehen?

J. Man sieht eben auch keine Gespenster.

Rich. Aber die Leute versichern es doch. . .

J. Hans versicherte auch ein Gespenst gesehen zu haben, und es war doch nur ein Schlotfegergeselle.

Rich. Wie erfuhr er denn, daß es ein Schlotfegergeselle gewesen sey?

E. Der Herr des Gesellen schickte das Pflugeisen, welches Hans aus Furcht weggeworfen hatte, an des Hans seinen Bauern.

Rich. Und wie war denn der Herr des Schlotfegergesellen zu dem Pflugeisen gekommen?

J. Der Geselle hatte es aufgehoben und mit nach Hause getragen.

Rich. Wenn aber das der Geselle nicht gethan, oder das Pflugeisen heimlich verkauft hätte; oder wenn es der Herr desselben behalten und nichts von dem Vorfalle gesagt hätte . . .?

J. So würde Hans Zeitlebens geglaubt haben, er habe ein Gespenst gesehen.

Rich. Wodurch hätte sich aber Hans auf der Stelle selbst überzeugen können, daß es kein Gespenst sey, was er sah?

B. Wenn er wäre stehen geblieben.

J. Oder wenn er auf den schwarzen Mann wäre zugegangen.

Rich. Da er das aber nicht gethan hat — würde man ihn wohl in der Folge haben überzeugen können, daß er kein Gespenst gesehen habe, wenn die Sache nicht durch das Pflugeisen an den Tag gekommen wäre?

F. Nein, man hätte ihn nicht überzeugen können.

Rich. Zuverläßig hätte er sich immer auf seine Erfahrung bernfen. „Was die Augen sehen, das glaubt das Herz" würde er gesagt haben. — Und seht, liebe Kinder, so geht es mit allen Gespensterhistorien. Hinten nach kann man die Sache selten mehr recht untersuchen; man kann den Gespenstersehern nicht für gewiß sagen, was es eigentlich war, und so bleiben sie denn auf ihrem Irrthume. Vielleicht hätte Hans nimmermehr zugegeben, daß das, was er gesehen hatte, nur ein Schlotfeger gewesen sey, wenn dieser nicht zum Wahrzeichen die Pflugschaar aufgewiesen hätte. Sein Fieber wär' ihm ohne Zweifel auch gut zu statten gekommen, um zu beweisen, daß es gewiß ein Gespenst müsse gewesen seyn. Da nun aber die Sache an den Tag kam, war es freylich nur ein Beweiß von seiner Furchtsamkeit. Was war aber wohl

Schuld

Schuld daran, daß Hans den Schlotfeger für ein Gespenst hielt?

B. Daß der Schlotfeger schwarz aussah.

Rich. Wenn aber Hans weder an schwarze noch an weisse Gespenster geglaubt hätte . . ?

J. So würde er auch an keines gedacht haben.

Rich. Was war also eigentlich daran Schuld, daß er den Schlotfeger für ein Gespenst hielt?

J. Sein Glaube an Gespenster.

Rich. Wär' es demnach gut für ihn gewesen, wenn er nicht daran geglaubt hätte?

D. Ja, es wäre gut für ihn gewesen.

Rich. Nun aber brachte ihm sein Aberglaube mannichfaltigen Schaden — und welchen denn?

J. Er verlohr darüber seine Pflugeisen.

Rich. Noch mehr!

F. Er ängstete sich ausserordentlich ab.

Rich. Weiter!

E. Er wurde krank.

Rich. Und hätte leicht gar sein Leben einbüssen können. Noch mehr!

J. „Er wurde von Kindern und Alten verlacht und seiner kindischen Furcht wegen verachtet.“

Rich. Noch eine Menge Nachtheile des Gespensterglaubens könnte ich nennen, wenn ich heute die Absicht hätte, euch die Schädlichkeit desselben zu zeigen. — Sagt mir aber jetzt nur: welche Menschen so gerne Gespenster sehen? Es steht auf der letzten Zeile.

J. „Die Unwissenden und Abergläubigen.“

Rich. Warum sehen denn gerade diese Gespenster?

J. Weil sie daran glauben, und, wenn sie etwas sehen das ihnen fremd vorkommt, gleich an Gespenster denken.

Rich. Nicht nur wenn sie etwas sehen, sondern auch wenn sie es nur hören. Was ist es denn zum Exempel, das sie manchmal für ein Gespenst halten?

B. Wenn etwas poltert oder schreyt.

Rich. Und welche Dinge sehen sie öfters für Gespenster an?

J. Einen Busch, — einen Stock, — einen Schatten oder so was.

D. Auch die feurigen Männer halten sie für Gespenster.

Rich. Oder es geht ihnen wie Hansen — Wie gieng es dem?

J. Es begegnete ihm ein Schlotfeger, den er für ein Gespenst ansah.

Rich. Und da braucht es eben nicht immer ein Schlotfeger zu seyn. Zwey alte Weiber begegneten sich einmahl in einem Grunde vor Tags. Die eine gieng von einer Mühle ins Dorf, die andre gieng vom Dorfe in die Mühle. Da sie nahe zusammen kamen, hielt jede die andre für ein Gespenst und keine traute weiter vorwärts; so bald aber eine rückwärts gieng: so marschirte ihr die andre ganz sachte nach. Dadurch wurden sie noch furchtsamer und endlich traute keine mehr vom Flecke. Voll Angst und Beben guckten sie einander an, bis der Tag anbrach — und siehe da! — es waren zwey alte Weiber, die sich längst gekannt hatten. Beyde lachten nun selbst ihrer Furcht; da aber die eine nicht schweigen konnte: so wurden sie auch im ganzen Dorfe zum Gelächter.

Manchmahl will auch ein böser Bube die Leute zum Beßten halten oder ängsten und verkleidet sich in ein Gespenst. So eine Geschichte aus unserm eignen Dorfe habe ich euch vor einigen Wochen schon erzählt. *)

Manch-

*) S. die Geschichte des Dörfl. Traubenheim, 2te Aufl. Seite 368 — 375.

Manchmahl macht sich wohl auch ein Bösewicht, der gerne stehlen möchte, den Aberglauben des Volkes zu Nutzen, wie das entdeckte Gespenst im Kinderfreunde. — Wer kann die Geschichte zuerst finden?

Das entdeckte Gespenst.

An einen Kirchhof stieß ein Garten, worin viel Obst war. Böse Buben pflegten des Nachts in diesen Garten zu steigen, und Obst zu stehlen. Damit aber keiner über den Kirchhof gehen, und sie stören möchte; so mußte einer von ihnen ein weißes Hemd anziehen und auf dem Kirchhofe des Nachts spazieren gehn. Einst sollte ein gewisser Mensch, der den Namen Hans führte, über diesen Kirchhof gehen. Er sah die weiße Gestalt; fürchtete sich, lief davon, und erzählte mit vielen Versicherungen, er habe ein Gespenst gesehen.

Eben dieser Dieb war nun dreist geworden, weil sich Hans vor ihm gefürchtet hatte, und trieb sein Spiel weiter fort. Bald aber hatte seine Betrügerey ein Ende. Denn ein Jäger, der mit der Flinte spät von der Jagd kam, gieng über diesen Kirchhof. Die weiße Gestalt zeigte sich, wie gewöhnlich, und gieng auf den Jäger zu. Dieser rief und sprach: „Steh! und sage, „wer du bist; sonst geht es dir übel.„ Da der Betrüger aber nicht antwortete, weil er glaubte, der Jäger würde auch, wie Hans, davon

lau-

laufen: so schoß der Jäger ihm die Füße voll kleinen Schroots, so daß er umfiel, und lange daran heilen mußte. Weish. 17, 6.

Richard. Wahrscheinlich war der Hans Fürchter, von dem ihr eben gelesen habt, der nämliche, von dem wir vorhin schon eine Gespenstergeschichte gehört haben, und so könnten wir denn daraus lernen, daß manche Leute auch nicht einmahl durch die Erfahrung klug zu machen sind. — War wohl der Jäger, von dem ihr gelesen habt, auch so ein Fürchter?

K. Nein.

Rich. Was that der denn als er das vermeintliche Gespenst sah?

G. Er rief: „steh und sage wer du bist, sonst geht es dir übel."

Rich. Und da das Gespenst nicht antwortete — was that er? lief er auch davon, wie Hans?

H. Nein. Er schoß ihm die Beine voll kleine Schroote.

Rich. Und was erfuhr man nun?

J. Daß böse Buben das Gespenst gemacht hatten, um desto sichrer stehlen zu können.

Rich. Etwas ähnliches würde man öfter erfahren, wenn mehrere Menschen Muth genug hätten, den Gespenstern zu Leibe zu gehn. Würde wohl aber der Jäger so viel Courage gehabt haben, wenn er an Gespenster geglaubt hätte?

D. Gewiß nicht.

Rich. Bedenkt also, liebe Kinder, den Unsinn des Gespensterglaubens recht oft, und laßt euch nicht wieder irre machen durch die Mährchen, die man euch erzählt. — Wo sollen denn die Geister der bösen Menschen seyn?

A.

A. In der Hölle.

Rich. Und die der guten?

A. Im Himmel.

Rich. Werden die in der Hölle heraus dürfen?

B. Nein.

Rich. Werden die im Himmel heraus mögen?

C. Nein.

Rich. Vielleicht läßt aber Gott manche böse Geister zu ihrer Strafe so auf der Welt herum irren...?

A — K. †.

Rich. Wenn ein Herr seinen Knecht damit strafen wollte, daß er ihn die Kinder des Dorfs fürchten machen und schrecken ließe — wer würde da eigentlich am meisten gestraft?

J. Die Kinder würden am meisten gestraft.

Rich. Also die unschuldigen Kinder. Wird wohl Gott böse Seelen dadurch strafen, daß er sie auf der Welt herum irren und die Leute schrecken läßt?

J. Gewiß nicht.

Rich. Ueberdieß müßte ihnen Gott noch ganz besonders einen sichtbaren Körper dazu geben, damit man sie sehen konnte; denn bloße Geister sieht man bekanntlich mit menschlichen Augen nicht. — Vielleicht aber will Gott andre böse Menschen dadurch bessern?

J. Ich kenne keinen Menschen, der durch Gespenster wäre gebessert worden.

Rich. Ich auch nicht; wohl aber weiß ich eine Geschichte, oder vielmehr eine blos erfundene Gleichnißrede aus der Bibel, wo ein Mann, in der Verdammniß, auch glaubte, seine Brüder würden sich bessern, wenn jemand von den Todten auferstünde und sich von ihnen sehen ließe. Wie läßt Christus diesem Manne durch den Vater Abraham antworten?

J. Hören sie Mosen und die Propheten nicht: so würden sie auch nicht glauben, wenn gleich jemand von den Todten auferstünde.

Rich.

Rich. Aber in der Bibel kommt doch selbst eine merkwürdige Geschichte vor, wo eine Zauberinn zu Endor einen Todten citirte, der sich leibhaftig sehen ließ. — Wer war denn der Verstorbene?

J. Samuel. Aber die Zauberinn war eine Betrügerinn.

Rich. Richtig! Du weißt also noch, was ich neulich bey Gelegenheit dieser Geschichte gesagt habe?

J. Ja, Saul selbst sahe den Samuel nicht, darum fragte er die Frau „was siehest du?„ und die Frau machte ihm nun weiß, sie sähe einen Mann, der wie Samuel gekleidet wäre.

Rich. Aber sie weissagte doch dem Könige die Wahrheit, wegen des Kriegs mit den Philisteern...?

J. Als eine gescheide Frau konnte sie das leicht vermuthen.

Rich. Ich merke, daß du die Sache gut behalten hast, lieber J.; aber für heute fehlt mir die Zeit, die ganze Geschichte wieder durchzugehen. — Genug, der Gespensterglaube ist gegen die Vernunft und gegen die Erfahrung. Und hoffentlich werden wir doch solchen Erfahrungen nicht Glauben beymessen, welche Hans und seines Gleichen gemacht haben? — An wen wollt ihr also allemahl denken, wenn ihr von Gespensterhistorien hört?

J. An den furchtsamen und abergläubigen Hans.

Rich. Und solche furchtsame Hansen wollt ihr auch werden?

A—K. Nein! Nein!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlez, Johann Ferdinand,

Lorenz Richard's Unterhaltungen mit seiner Schuljugend über den
Kinderfreund des Herrn von Rochow Ein Beytrag zur Katechetik, besonders fü
r Schullehrer
Bd.: 1

Nürnberg 1796

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.289(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301462-6